AUTHOR:

DILTHEY, KARL

TITLE:

OTFRIED MULLER

PLACE:

GOTTINGEN

DATE:

1898

Master Negative #

93-81373-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

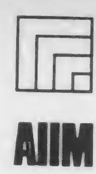
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Dilthey, Karl, 1839-1907.
Otfried Müller; rede zur saecularfeier Otfried Müllers am 1. dez. 1897 im namen der Georg-Augusts-universität gehalten von Karl Dilthey. Göttingen, Kaestner, 1898.
40 p. 24 cm.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

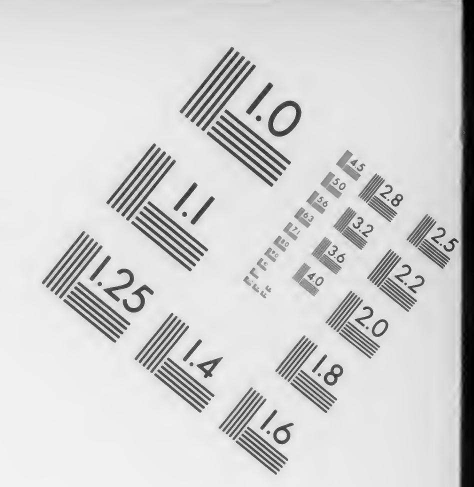
FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 5.4.93 INITIALS SS
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

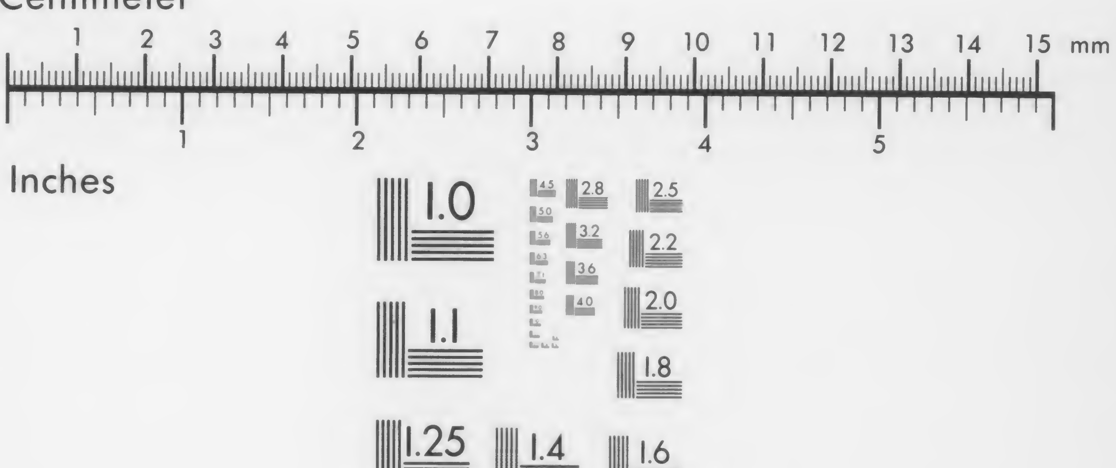


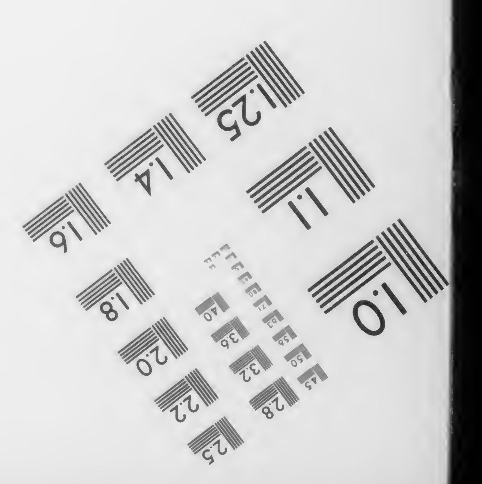
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202



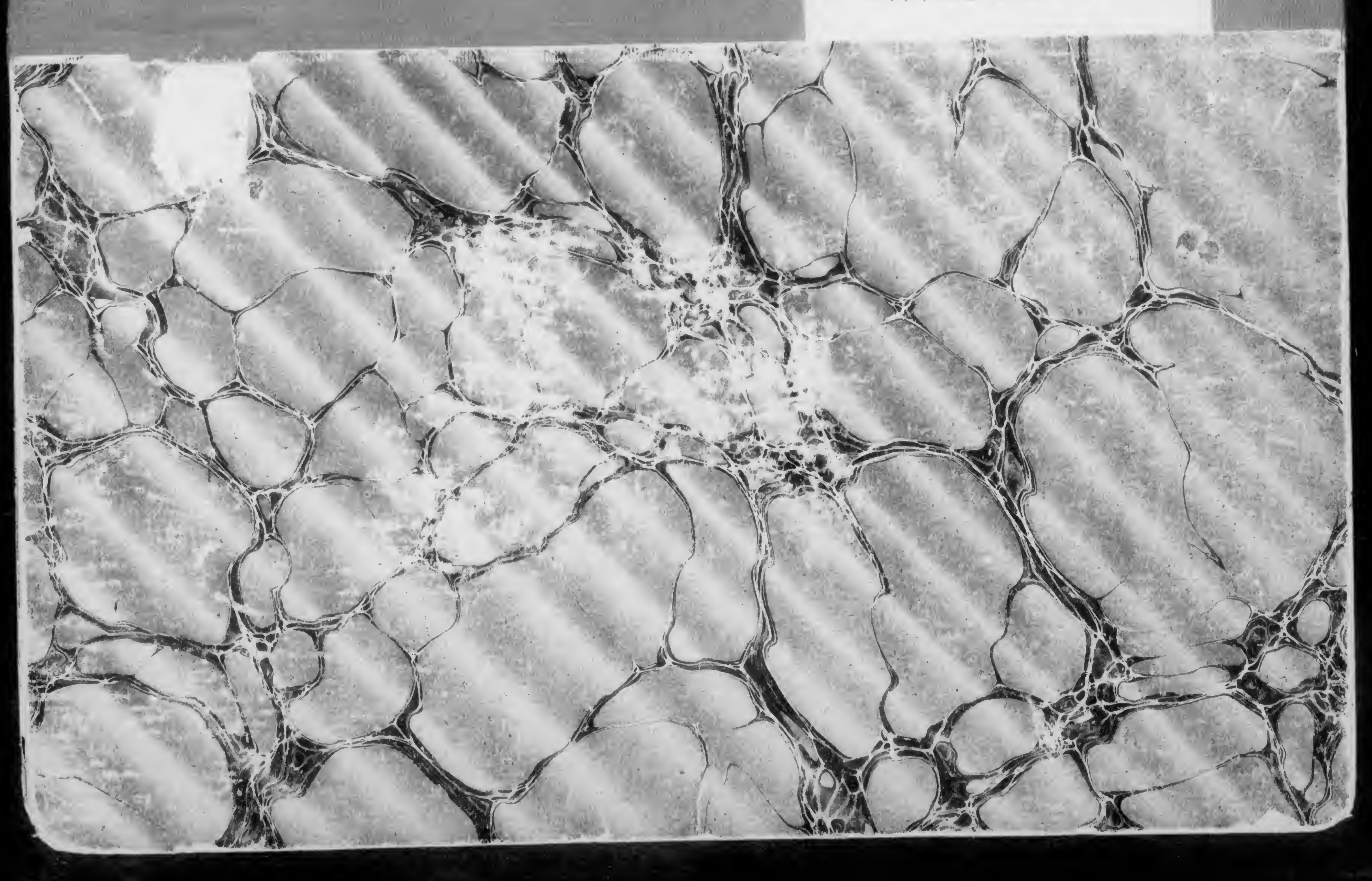




MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Dilthey.

Otfried Müller.



Otfried Müller.

Rede

zur Saecularfeier

Otfried Müllers

am 1. Dezember 1897

im Namen der Georg-Augusts-Universität

gehalten

von

Karl Dilthey.

Göttingen 1898.
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei
(W. Fr. Kaestner).

Da O. Müllers Geburtstag, der 28. August, in die Ferien fiel, veranstaltete die Universität eine Nachfeier. — Die Rede erscheint hier in etwas ausführlicherer Gestalt als sie gehalten wurde, indem aus der ursprünglich viel umfänglicheren Niederschrift einige Stellen, die bei der Redaktion für den Vortrag weggelassen waren, im Druck wieder eingefügt sind. — Die Anführungen aus O. Müllers Gesuch um Urlaub zur Reise nach Griechenland (unten S. 35) sind dem in den Akten des hiesigen Kuratoriums (fasc. 85 n. 56) aufbewahrten Originalschreiben entnommen; sonst sind nur gedruckte Quellen benützt.

Hochgeehrte Versammlung!

Otfried Müller ist aus einem schlesischen Pfarrhaus hervorgegangen. Seinen frühen Fleiß wandte er anfänglich vorwiegend den alten Sprachen, erst späterhin der Geschichte zu. Eine große Leichtigkeit und Fruchtbarkeit in der Handhabung lateinischer und deutscher Verskunst machte sich am Meisten bei dem talentvollen Knaben bemerklich. Man schreibt den Schlesiern eine besondere Neigung und Gabe der Gelegenheitsdichtung zu. Aber O. Müllers poetischer Trieb reichte doch weiter. Ueber Schulgedichte, lyrische Ergüsse und launige Knittelverse hinaus tragen den jugendlichen Dichter die Inspirationen Klopstocks und Schillers, er besingt den Ritter Erlau, den Orpheus und Achill; dem Geschlecht der Maccabäer widmet er gar ein Heldengedicht in drei Theilen; metrische Nachbildungen des Horaz, des Plautus, griechischer Tragödien sind frühe Vorstudien für seine Uebersetzung der Eumeniden gewesen. Später spiegeln seine poetischen Versuche den Einfluß der Romantiker, der auch in seine wissenschaftlichen Arbeiten hineinwirkte. In Göttingen entwarf er den merkwürdigen Plan, die religiösen Gedankenbilder, die den agrarischen Festen der Griechen zu Grund liegen, in einer künstlich verflochtenen Reihe poetischer Erzählungen zu schildern: offenbar in dem Bemühen, jene geheimnißvollen Naturstimmungen, ihr schöpferisches Weben und Wirken gleichsam in sich poetisch wiederzuerzeugen und so das Werden der örtlichen agrarischen Sagen und Bräuche seinem lebendigen Verständniß näher zu bringen. Das tiefe Naturgefühl, das in ihm selber lebte, zog ihn zu diesem Stoff. Und noch später hat er, der Mann, der mit jeder Viertelstunde geizte, ganz in der Stille eine Tragödie Manoah gedichtet. Es war in der Zeit, da ihn die Eumeniden des Aeschylus und die Idee der

Blutrache beschäftigte: dieses Motiv stellt er in die Mitte eines biblischen Stoffes. Auch hier scheint er ein Problem, das die wissenschaftliche Arbeit ihm entgegenführte, durch eine freie dichterische Verbildlichung sich belebt und geklärt zu haben. So mächtig ergriff die gelehrte Forschung alle Kräfte seines beweglichen Geistes, so innig war in ihm das Zusammenwirken des untersuchenden Verstandes und der nachschaffenden Phantasie. Rekonstruirende Thätigkeit, volle Vergegenwärtigung des Gewesenen war das Ziel und Wesen seiner geistigen Arbeit.

Sechszehnjährig bezog O. Müller die Breslauer Universität und wurde als Studiosus der Philologie immatrikulirt: ein gesetzter und über seine Jahre hinaus geistig gereifter Jüngling, aber ins Innerste gesund, voll unschuldigen jugendlichen Frohmuthes. In fast schrankenlosem Lerneifer trieb er anfangs die verschiedensten Dinge neben einander. Aber bald klärten sich seine Neigungen, und die Philosophie und das Alterthum traten entschiedener in den Mittelpunkt seiner Studien. Im Sommer des Jahres 1815 krönte die philosophische Fakultät zwei Preisarbeiten, die er gleichzeitig eingereicht hatte: über Kants Kritik der Beweise vom Dasein Gottes, und über die Geschichte der Maccabäer. In seinem dritten Semester hat er dieses jugendliche Kraftstück vollbracht. Unter seinen Lehrern gewannen durch ihre Vorlesungen und persönlichen Umgang vor Allen Steffens und Heindorf Einfluß auf ihn. Der Erstere führte ihn in die Naturphilosophie ein und vermittelte die Einwirkungen Schellings auf seine mythologischen Studien; Heindorf aber hat sich das größte Verdienst um ihn erworben, als er eines Tags Niebuhrs römische Geschichte ihm in die Hände legte und zum Studium empfahl; aus diesem Buch wehte dem jungen Studenten der Athem der neuen historischen Bildung, die sich aus der Erhebung des Volksgeistes entfaltet hatte, lebendig entgegen: hier hatten politisches Denken, kritischer Geist, historische Phantasie den alten Stoff der Buchgelehrsamkeit ergriffen und mit männlich strenger Kraft neugestaltet.

Vier Breslauer Semester vergingen, von manchen Seiten hatte er Anregungen und Kenntnisse aufgenommen, aber im Stillen war er doch seine eigenen Wege gegangen. Mit entschiedenerem Schritt betrat er, gezogen von der inneren Stimme und Niebuhrs Vorbild, den Boden der alten Geschichte: die klassischen Sprachen rückten ihm, als Mittel der geschichtlichen Erkenntniß, in die zweite Stelle. Wir sehen ihn vertieft in historische Untersuchungen, die unmittelbar durch die Lektüre Niebuhrs angeregt sind: über die Geschichte des Königs Numa, über die älteste Nationaldichtung der Römer. Diese Arbeit soll ihn bei Böckh einführen und ihm die Aufnahme in dessen Seminar verschaffen.

So kam er nach Berlin, in die Schule August Böckhs.

Zeitlebens erschien O. Müller seinen Freunden wie ein Sonntagskind. Mit Recht. Zu dem wundervollen Gleichmaß der Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet, zu der gesunden frischen Kraft seines Körpers und seiner Seele, zu der früh in ihm aufgegangenen und niemals verdunkelten Klarheit seiner Bestimmung gesellten sich nicht minder glückliche Lebensfügungen: darunter von allen wohl die glücklichste diejenige, die ihm Böckh als Lehrer und Freund entgegenführte. Wie hätte er sonst, ohne Verlust von Zeit und Kraft, so sicher und fest da einsetzen können, wo wir seine kurze und ruhmvolle Laufbahn beginnen sehen! Er kam daher, wie ein eiliger Wanderer, der in kurzem Tag einen weiten Weg zu machen hat, und dem nun unter vielen einander kreuzenden Pfaden der nächste zum Ziele gewiesen wird. Kein anderer hätte es gekonnt als Böckh, der eben am Werk war, die Grundsteine zu legen für die neue wissenschaftliche Historie der Griechen.

Fr. A. Wolf, der Schüler Chr. G. Heynes, hatte erst ein Jahrzehnt vorher, auf der Höhe seiner Kraft, aus dem schwankenden Begriff der Humaniora das System der historischen Alterthumswissenschaft gestaltet und ihr die allseitige Erkenntniß einer vollendeten Welt als Ziel gesteckt. Wohl war in unbestimmteren Umrissen eine geschichtliche Alterthumskunde bereits durch Heynes Wirksamkeit vorgedeutet gewesen; aber erst im energischeren Kopf seines Schülers erstand, aus der allgemeinen geistigen Bewegung jener Zeit, aus der fruchtbaren Wechselwirkung der Philosophie und Geschichte, der Poesie und Kritik, der fest begrenzte und klar gegliederte Begriff der Alterthumswissenschaft. Der Bauplan war entworfen und wartete auf die Werkmeister. In Halle, wo er Theologie studiren wollte, hatte Böckh zu den Füßen des geistesgewaltigen Mannes gesessen und war von ihm für die neue historische Wissenschaft gewonnen worden; dann, vom Strom der philosophischen Bewegung ergriffen, wendete er sich dort Schleiermacher zu, der kräftiger bestimmend auf sein wissenschaftliches Denken wirkte, und ihn in die Platostudien hineinzog: von hier aus sucht er nun den Zusammenhang zwischen der Welt der Erscheinungen und den ewigen Ideen zu begreifen. Es begeistern ihn die Schriften Schellings, den er den ersten Musageten des platonischen Chores nennt, er sucht die gesetzvolle Schönheit des Hellenenthums in allen seinen Lebensäußerungen zu ergründen. In Heidelberg finden wir den jungen Dozenten als frohen Genossen jenes Kreises der jüngeren

Romantiker, aus dessen Schooß die germanistischen Studien in die Welt gegangen sind, wie er durch die verschiedenen Formen antiker Produktion, bis in die Zahlen der Pythagoreer, die Musik und Metrik, den Formen des griechischen Schaffens und Denkens nachspürt. In diesen Glückstagen seiner gährenden Jugend jagt ihm ein großer Entwurf den anderen: am Reiflichsten erwog er den Plan eines Werkes, das unter dem Namen „Hellen“ das Leben der Griechen in allen seinen Erscheinungsformen darstellen sollte. Böckh zählte erst fünfundzwanzig Jahre, als ihn Wilhelm v. Humboldt für die Professur der Philologie an der eben gestifteten Universität von Berlin ausersah, die er über ein halbes Jahrhundert hinaus ruhmvoll bekleidet hat. Und nun begann er, noch im frischen Morgen seines Lebens, ein wissenschaftliches Tagewerk fast ohne Gleichen, groß angelegt, beharrlich geführt, von einer ruhevollen inneren Begeisterung getragen, in jedem Zug auf geschichtliche Neubelebung des griechischen Alterthums gerichtet. Auf doppeltem Weg strebt er von Anfang an diesem Ziel entgegen: Verständniß des griechischen Geistes, wie er sich denkend und dichtend in seinen höchsten Schöpfungen offenbart, Erkenntniß des äußeren Lebens, wie es im Staat, in Gesetz und Sitte sich ausgebildet.

Der erste Band der großen Pindar-Ausgabe Böckhs war bereits im Jahr seiner Uebersiedelung nach Berlin erschienen; der erste Theil der Staatshaushaltung der Athener trat, Niebuhr gewidmet, an das Licht, während O. Müller in Berlin studirte.

In diesem Mann fand nunmehr der junge Student sein leuchtendes Vorbild, wie er selbst später sagt: den Vater seiner Studien. Und Böckh hegte ihn fortan zärtlich mit einer Mischung fast schwärmerischer Freundschaft und väterlichen Stolzes; in ihm sah er seine eigene bedächtige Natur ergänzt, er hoffte zuversichtlich, daß O. Müller in kühnerem Fluge ihn dereinst weit hinter sich lassen werde.

Als der Achtzehnjährige nach Berlin kam, war er bereits auf klare Ziele gerichtet. Böckhs Erklärung des Pindar leitete ihn wohl auf den Gegenstand seiner Erstlingsschrift; dessen Kolleg über Encyclopaedie der Alterthumswissenschaft ist für ihn wie für viele Taußende eine Grundlage der Einsicht in die Aufgaben und den Inhalt der Philologie geworden. Er hat wiederholt, besonders im Gegensatz zu der einseitigen Auffassung der Leipziger Schule, Böckhs Lehre vom Beruf der klassischen Philologie bekannt, und er hat wie kein Zweiter sie bethätigt in der eigenen Lebensarbeit, die alles Einzelwissen in großem Sinn zusammennahm und auf das höchste Ziel hinwendete: geistige Wiederherstellung des gesammten antiken Lebens. Und mit besonderer Wärme schildert er, auch dies im Geist seines Lehrers, den humanistischen Werth solches vollen und ganzen klassischen Studiums, das in innerem Erlebniß, so wie es ihm geschehen, den Menschen durchdringen soll. Den Humanismus der Reformationszeit will er durch vollere geschichtliche Besitzergreifung des Lebens der Griechen und Römer, wie sie Scaliger und Casaubonus begonnen, ergänzt und in dieser vervollkommneten Gestalt der Jugendbildung zu Grunde gelegt sehen.

Aber noch mehr, als durch seine Vorträge, förderte ihn Böckh durch seine Seminarübungen, durch fast tägliche wissenschaftliche Unterhaltungen und durch das Vorbild seiner schlichten, in sich festen und freien, in der Schule der Alten gewachsenen Persönlichkeit.

Fr. A. Wolf stieß ihn eher ab, als daß er ihn angezogen hätte. Der große Schöpfer des unvergänglichen kritischen Kunstwerkes der Prolegomena zum Homer stand, als der Glanz seines Namens auf die junge Berliner Universität fiel, in einer Periode traurigen Verfalls; er verzettelte seine edlen Kräfte in unruhigen Anläufen und in liederlicher Genialität. Die historischen Blößen, die er sich gelegentlich in seinen geistreich-aphoristischen, vornehm-oberflächlichen Vorlesungen gab, verfolgte der junge O. Müller als ein scharfer Censor. Dagegen faßte er eine zeitlebens bewahrte innige Verehrung für Buttmann, dem er im philologischen Seminar und in kräftig anregendem Umgang nahe trat. Und der Gegenstand der gemeinsamen Gespräche war fast immer: die griechische Mythologie.

Denn schon hatte O. Müller den Mythus und die Religion der Griechen in den Kreis seiner Studien gezogen: eine folgenreiche Erweiterung seines historischen Gesichtskreises. Aber Buttmann hat seine ersten Schritte auf diesem wildverwachsenen Boden sicherlich nicht geleitet, noch weniger Böckh, den während seines ganzen Lebens ein „heiliger Schauer“ von der Mythologie fernhielt. Ein Studiengenosse O. Müllers erzählt, wie man ihn in Berlin zwischen den Vorlesungen an einem dickleibigen Manuscript über die samothrakischen Mysterien, ausgestattet mit Zeichnungen von seiner kunstfertigen Hand, sitzen und feilen sah, und daß er diesen Forschungen zu Liebe auch Sanskrit zu treiben begann. Ein Jahr zuvor war Schellings Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake erschienen: gewiß hatte sie Müller angeregt — im gegensätzlichen Sinn, die Lektüre Creuzers wird zur Seite gegangen sein. War er doch schon in Breslau durch Steffens in die Schellingsche Philosophie eingeweiht worden, saß er doch in Berlin

wiederum zu den Füßen eines Apostels der Naturphilosophie, Solgers, dessen Redezauber und platonisch-aesthetischer Geist ihn fesselten — und was er ihn vortragen hörte, war: griechische Mythologie. Aber Böckh rief ihn von dieser nach Osten gekehrten Entdeckungsfahrt nach Griechenland zurück.

Ohne Zweifel lernte er in Berlin auch von Savigny; mit Schleiermacher trat er in persönlichen Verkehr.

Indeß, viel mehr wohl als Alles, was er durch Vorlesungen empfangen, ist das, was er sich damals erarbeitet hat, in seiner stillen, mit Büchern gefüllten Stube, in den Räumen der Bibliothek, deren täglicher Gast er war, lesend und excerpirend, mit immer regsam aufnehmendem und kombinirendem Geist, mit rastlosem, unersättlichem Fleiß. Die ungeheuren Vorräthe des Wissens, der Vorarbeiten und Entwürfe, die er namentlich in dieser Zeit aufspeicherte, eben so wohlgeordnet in seinem Kopf, wie im weitschichtigen Apparat seiner Collectaneen und Notizen, sie allein erklären, wie alsbald seine großen Leistungen Schlag auf Schlag einander folgen konnten. Es war kein prahlerisches Wort, wenn er seinen Freunden in dieser Zeit öfters äußerte: er wolle sich nun Alles ganz gigantisch anlegen. Der Gedanke einer Geschichte Griechenlands ging in ihm auf.

Im Herbst des Jahres 1817 schloß O. Müller sein kurzes und an geistigem Erwerb so reiches Universitätsstudium ab, mit der Promotion und der Doctorschrift Aeginetica. Er brachte sie in Worten bescheidener Dankbarkeit Böckh dar, als den Erstling der Studien, die er den griechischen Geschichten zuwenden wolle. Nicht zufällig klingt die Widmung an den Titel seiner späteren Geschichten hellenischer Stämme und Städte an: das weite Arbeitsprogramm stand ihm schon jetzt fest, die Bausteine lagen ihm in planvollen Sammlungen größtentheils bereit.

Das kleine Buch ist merkwürdig genug. Eben so sparsam in der Sprache wie im Druck, bildet es in engem Rahmen O. Müllers ganze geschichtliche Betrachtungsweise ab, erstaunlich bestimmt nach allen Richtungen, Gesichtspunkten, Lieblingsideen, die in der Folge seine historischen Forschungen beherrschen.

Man sieht leicht, was ihm diesen Stoff, die Geschichte der Insel Aegina, von der sagenumsponnenen Vorzeit bis zur fränkischen Herrschaft, vor anderen ähnlichen anziehend machte: der mythische und dichterische Glanz des Aeakidengeschlechtes, die frühe politische Bedeutung des Staates, der, von der Natur in die Mitte des Völkerverkehrs gestellt, eine Weile die erste Seemacht des Archipelagus war, reich und über Hellas hinaus berühmt durch Handel, Gewerbthätigkeit und bildende Kunst, bis gegen die Mitte des V. Jahrhunderts die wachsende Sorge und Eifersucht des benachbarten Athen seine Macht nach langen Kämpfen brach, die wechselnden Geschicke und Herren, die über diese kleine Schaubühne griechischer Volksgeschichte hinschritten.

Aber, er bekennt es selbst, am Meisten reizte ihn doch das Halbdunkel, das die alte, hinter den Perserkriegen liegende Blüthe der Insel umgiebt: schon hier die Vorliebe für die im Zwielicht der Ueberlieferungen gelegenen Regionen der Geschichte. So wie er es später thut, breitet er schon hier vor Allem den natürlichen Schauplatz, auf dem sich das geschichtliche Leben bewegt, vor dem Auge aus: er stellt sich im Geist auf die Höhe des athenischen Lykabettos und überblickt von da das weite Küstengelände um den saronischen Golf, dessen beherrschender Mittelpunkt Aegina einst gewesen. Dieser Trieb der Anschauung, der Böckh fehlte, ist eine Eigenthümlichkeit O. Müllers, ein neues, ganz modernes Element, das er der griechischen Geschichtsforschung hinzubrachte. In den Aeginetica giebt er die ersten Proben der kritischen Methode, durch die er aus örtlichen Sagen Aufschlüsse über die älteste Geschichte der Stämme und Städte, über Einwanderungen, Siedelungen und Städtegründungen herauszuschälen trachtete; mit angestrengtem Blick sucht er die schimmernde Nebelwolke der Sage zu durchdringen. Schon hier ist seine eigenthümliche Ansicht von der Urgeschichte des griechischen Volkes ausgeprägt. Schon hier treten die geliebten Dorer auf den Plan, die allein unter den griechischen Stämmen ächte Hellenen geblieben seien — eine Auffassung, die er durch eine mißdeutete Stelle des Herodot stützt. Und eine liebevolle Parteinahme für die dorischen Aegineten gegenüber dem nachbarlichen athenischen Erbfeind mit seinen demokratischen Staats- und Lebensformen schimmert durch die wortkarge Darstellung deutlich genug hindurch.

Geschichte schreiben hieß ihm immer, die ganze Breite und Tiefe des Staats- und Volkslebens durchdringen mit allen Geisteskräften. So verfolgt er hier die Geschichte Aeginas von den äußeren Geschicken bis in das Münzwesen und die Kunstübung hinein. Auch dieser wesentliche Theil des Lebenswerkes, dem er entgegenschritt, seine Thätigkeit als Archaeologe, ist schon in den Aeginetica vorgezeichnet. Und mit bewundernswerther Einsicht und Geschicklichkeit löst er auch diesen Theil seiner Aufgabe, für den ihm jede äußere Anleitung fehlte.

In allen Wissenschaften werden Erstlingsschriften, wie diese des zwanzigjährigen O. Müller, wohl zu den Seltenheiten zählen. Auf

wiederum zu den Füßen eines Apostels der Naturphilosophie, Solgers, dessen Redezauber und platonisch-aesthetischer Geist ihn fesselten — und was er ihn vortragen hörte, war: griechische Mythologie. Aber Böckh rief ihn von dieser nach Osten gekehrten Entdeckungsfahrt nach Griechenland zurück.

Ohne Zweifel lernte er in Berlin auch von Savigny; mit Schleiermacher trat er in persönlichen Verkehr.

Indeß, viel mehr wohl als Alles, was er durch Vorlesungen empfangen, ist das, was er sich damals erarbeitet hat, in seiner stillen, mit Büchern gefüllten Stube, in den Räumen der Bibliothek, deren täglicher Gast er war, lesend und excerpirend, mit immer regsam aufnehmendem und kombinirendem Geist, mit rastlosem, unersättlichem Fleiß. Die ungeheuren Vorräthe des Wissens, der Vorarbeiten und Entwürfe, die er namentlich in dieser Zeit aufspeicherte, eben so wohlgeordnet in seinem Kopf, wie im weitschichtigen Apparat seiner Collectaneen und Notizen, sie allein erklären, wie alsbald seine großen Leistungen Schlag auf Schlag einander folgen konnten. Es war kein prahlerisches Wort, wenn er seinen Freunden in dieser Zeit öfters äußerte: er wolle sich nun Alles ganz gigantisch anlegen. Der Gedanke einer Geschichte Griechenlands ging in ihm auf.

Im Herbst des Jahres 1817 schloß O. Müller sein kurzes und an geistigem Erwerb so reiches Universitätsstudium ab, mit der Promotion und der Doctorschrift Aeginetica. Er brachte sie in Worten bescheidener Dankbarkeit Böckh dar, als den Erstling der Studien, die er den griechischen Geschichten zuwenden wolle. Nicht zufällig klingt die Widmung an den Titel seiner späteren Geschichten hellenischer Stämme und Städte an: das weite Arbeitsprogramm stand ihm schon jetzt fest, die Bausteine lagen ihm in planvollen Sammlungen größtentheils bereit.

Das kleine Buch ist merkwürdig genug. Eben so sparsam in der Sprache wie im Druck, bildet es in engem Rahmen O. Müllers ganze geschichtliche Betrachtungsweise ab, erstaunlich bestimmt nach allen Richtungen, Gesichtspunkten, Lieblingsideen, die in der Folge seine historischen Forschungen beherrschen.

Man sieht leicht, was ihm diesen Stoff, die Geschichte der Insel Aegina, von der sagenumsponnenen Vorzeit bis zur fränkischen Herrschaft, vor anderen ähnlichen anziehend machte: der mythische und dichterische Glanz des Aeakidengeschlechtes, die frühe politische Bedeutung des Staates, der, von der Natur in die Mitte des Völkerverkehrs gestellt, eine Weile die erste Seemacht des Archipelagus war, reich und über Hellas hinaus berühmt durch Handel, Gewerbthätigkeit und bildende Kunst, bis gegen die Mitte des V. Jahrhunderts die wachsende Sorge und Eifersucht des benachbarten Athen seine Macht nach langen Kämpfen brach, die wechselnden Geschicke und Herren, die über diese kleine Schaubühne griechischer Volksgeschichte hinschritten.

Aber, er bekennt es selbst, am Meisten reizte ihn doch das Halbdunkel, das die alte, hinter den Perserkriegen liegende Blüthe der Insel umgiebt: schon hier die Vorliebe für die im Zwielicht der Ueberlieferungen gelegenen Regionen der Geschichte. So wie er es später thut, breitet er schon hier vor Allem den natürlichen Schauplatz, auf dem sich das geschichtliche Leben bewegt, vor dem Auge aus: er stellt sich im Geist auf die Höhe des athenischen Lykabettos und überblickt von da das weite Küstengelände um den saronischen Golf, dessen beherrschender Mittelpunkt Aegina einst gewesen. Dieser Trieb der Anschauung, der Böckh fehlte, ist eine Eigenthümlichkeit O. Müllers, ein neues, ganz modernes Element, das er der griechischen Geschichtsforschung hinzubrachte. In den Aeginetica giebt er die ersten Proben der kritischen Methode, durch die er aus örtlichen Sagen Aufschlüsse über die älteste Geschichte der Stämme und Städte, über Einwanderungen, Siedelungen und Städtegründungen herauszuschälen trachtete; mit angestrengtem Blick sucht er die schimmernde Nebelwolke der Sage zu durchdringen. Schon hier ist seine eigenthümliche Ansicht von der Urgeschichte des griechischen Volkes ausgeprägt. Schon hier treten die geliebten Dorer auf den Plan, die allein unter den griechischen Stämmen ächte Hellenen geblieben seien — eine Auffassung, die er durch eine mißdeutete Stelle des Herodot stützt. Und eine liebevolle Parteinahme für die dorischen Aegineten gegenüber dem nachbarlichen athenischen Erbfeind mit seinen demokratischen Staats- und Lebensformen schimmert durch die wortkarge Darstellung deutlich genug hindurch.

Geschichte schreiben hieß ihm immer, die ganze Breite und Tiefe des Staats- und Volkslebens durchdringen mit allen Geisteskräften. So verfolgt er hier die Geschichte Aeginas von den äußeren Geschicken bis in das Münzwesen und die Kunstübung hinein. Auch dieser wesentliche Theil des Lebenswerkes, dem er entgegenschritt, seine Thätigkeit als Archaeologe, ist schon in den Aeginetica vorgezeichnet. Und mit bewundernswerther Einsicht und Geschicklichkeit löst er auch diesen Theil seiner Aufgabe, für den ihm jede äußere Anleitung fehlte.

In allen Wissenschaften werden Erstlingsschriften, wie diese des zwanzigjährigen O. Müller, wohl zu den Seltenheiten zählen. Auf

den Gebieten der Alterthumswissenschaft wüßte ich keine, die ich ihr an die Seite stellen möchte: so gefestet erscheint hier bereits die wissenschaftliche Persönlichkeit des Verfassers in ihrer ganzen Eigenart, so außerordentlich ist der Umfang der Studien und Untersuchungen, die in knapper Anwendung auf ein einzelnes Gebiet vorgelegt werden, die Verknüpfung weiter geschichtlicher Anschauungen mit der Fülle kritisch gemessener und durcharbeiteter Ueberlieferungen, die geistvolle Selbständigkeit der Auffassung. Aus den Aeginetica ist eine nicht kleine Zahl von Funden und Ideen in den Besitz der Wissenschaft übergegangen, und ihr Vorbild hat eine lange Reihe von ähnlich angelegten Stadt- und Staatengeschichten hervorgerufen.

In den ersten Tagen des folgenden Jahres trat O. Müller eine Lehrerstelle am Magdalenen-Gymnasium in Breslau an. Es war nicht die glücklichste Zeit seines Lebens. Aber, so sehr er sich in seiner vorandrängenden Ungeduld gehemmt fühlte durch den Druck der Schulkorrekturen und der Lohnarbeit für Bekkers Plato, durch mancherlei Verdrießlichkeiten und Mißverhältnisse: sein erstaunlich elastischer Geist hat diesen achtzehn Schulmonaten viele Stunden jugendfroher Geselligkeit und ein inhaltschweres Buch abgewonnen.

Schon in den allerersten Tagen seines Breslauer Aufenthaltes meldet er Böckh, daß er sich in Studien über die Minyer eingelassen habe; von da ab giebt fast jeder Brief Zeugniß von der wachsenden Lust, mit der er sich diesem Stoff hingab, der so ganz nach seinem Herzen war. Und noch ist kein volles Jahr abgelaufen, da schreibt er seinem Lehrer, daß er das Buch über Orchomenos und die Minyer nunmehr in den Druck gebe.

Der Plan auch dieser Arbeit ist vermuthlich entstanden, während er bei Böckh den Pindar hörte.

Als den ersten Theil einer „Geschichte hellenischer Stämme und Städte" ließ er den Band hinausgehen, und bezeichnete als Ziel dieses Werkes „nicht eine nach abgeschlossener Vollendung strebende Geschichte der hellenischen Gemeinwesen und des ganzen Volkes, sondern den Weg bahnende Forschungen, Vorarbeiten, Studien"; denn noch sei es nicht an der Zeit, an eine Gesammtgeschichte des hellenischen Volkes im höchsten Sinn die Hand anzulegen: „und mag ich mich an dem Idealbild eines solchen Werkes fast träumerisch ergötzen, so fühle ich mich doch dadurch wenigstens lebhaft aufgeregt und gestärkt, um mit aller Anstrengung von jeder Seite in das Gebiet der hellenischen Geschichte einzudringen". Sein Plan traf zusammen mit dem Wunsch,

den Böckh in seiner Anzeige der Aeginetica geäußert, daß der Verfasser fortfahre, solche Beiträge zur griechischen Geschichte zu liefern: „dann werden wir eine Geschichte der Hellenen bekommen, von welcher man bisher kaum einen Begriff hatte".

Das Buch ist durchströmt von der Freude des Forschens und Findens, von einem begeisterten Herzensantheil. Auf ungewissen Spuren schreitend, hat O. Müller die alte Größe des aeolischen Minyerstammes wiederentdeckt, der aus dem Dunkel der mythischen Heldenzeit in die Anfänge der Geschichte hineinreicht; er folgt seinen Wanderungen und findet seine weitverstreuten Wohnsitze und Siedelungen, in der Hafenstadt Iolkos, wo ein Seefahrervolk das Gedächtniß seiner kühnen Züge in der Argonautensage niedergelegt hat, in Thessalien und Boeotien, drunten in der eleischen Triphylia und in Lakonien, über die Inseln, bis in die ferne libysche Kyrene. Sein Führer ist die örtliche Heroensage, sie ist der eigentliche Hebel im Aufbau dieser vorgeschichtlichen Geschichte. Zwar, so sagt er, liegt in Wahrheit die Sage allem Geschichtlichen voraus, als etwas Ewiges; aber das Volk habe nachher fast Alles in sie hineingeprägt, was sein Leben bewegt habe, und so dürfe der Historiker diese geschichtliche Mythologie benützen wie Urkunden der Vorzeit: freilich mit Vorsicht, da die Sage auch willkürlichen und absichtlichen Veränderungen unterworfen worden sei. Es gelte, im einzelnen Fall vorerst aus der litterarischen Ueberlieferung des Alterthums die lebendige Sage herzustellen, dann in ihr das Geschichtliche aus dem Mythologischen zu lösen. Und er hat die zuversichtliche Ueberzeugung, daß diese Arbeit sich nach bestimmten Regeln ausführen lasse. Mit dem Muth eines Entdeckers, mit festem Vertrauen auf die Macht der neuen mythenkritischen Methode hat er sich weiten und schweren Weg gebahnt durch ein ungeheures Sagendickicht, voll von Trugbildern. Und darin lag für ihn der bestrickende Reiz dieser Arbeit: ein verschlossenes Paradies nennt er die griechische Lokalmythologie in einem Freundesbrief. Kein Zweiter nach ihm hat wieder Aehnliches versucht, und die Zuversicht, mit der er die alten Geflechte auflöst, um neue zu fertigen, wird heute auch unter denen, die geschichtliche Erinnerungen für die Grundlage aller Heldensage halten, kaum Einer theilen. Wir wissen wohl, daß das Gedächtniß historischer Erlebnisse manchesmal in den Heroenmythus hineingewachsen ist, daß er ganze Stücke geschichtlicher Erinnerungen aufgesogen oder sich assimilirt hat: wahlverwandte mythologische und geschichtliche Bilder ziehen einander an und verschmelzen. Aber der Glaube, daß das Historische in so reichen

und wohlkenntlichen Schichten dem Mythischen eingebettet sei, ist doch nur ein Kind des Wunsches, der in der Seele des Geschichtsforschers lebt. Und an jenen dürren Ueberlieferungen von Stammregistern, Wanderungen, Vermählungen und Gründungen der Heroen, mit denen O. Müller in den Minyern arbeitet, hat doch antike Geschichtskonstruktion stärkeren, unberechenbareren, unlöslicheren Antheil, als er sich eingestehen mochte. Wie manche dieser sagenmäßigen Berichte über Wanderungen und Siedelungen mögen gemacht sein auf dem zweifelhaften Grund eben jener Analogien des Kultus, überhaupt religiöser, politischer, sprachlicher Beziehungen, die dem modernen Forscher wieder als Bestätigungen für eben diese Ueberlieferungen dienen!

So bleibt, wie mir scheint, noch heute das Urtheil zu Recht bestehen, das Böckh sogleich nach der Lektüre aussprach: obwohl mit den Hauptergebnissen einverstanden, findet er doch, daß der Gegenstand zu viele Seiten habe und zu sehr im Unbestimmten schwimme, als daß man sich darüber vollkommen verständigen könne.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in demselben Jahr, in welchem O. Müller die vorgeschichtliche Bedeutung des Minyerstammes aufdeckte, ein hervorragender und befreundeter Forscher, Buttmann, den Nachweis unternahm, daß die Minyer eine Schöpfung des Mythus seien, etwa wie das Volk der Kentauren. Zwar über die Natur und den Werth der Sagen von den Kolonisationen und Verwandtschaften der Minyer hat er, wie ich meine, im Ganzen richtiger als Müller geurtheilt, und es wird sich vielleicht eine höhere Einheit beider Auffassungen herstellen lassen. Aber Müller hatte seinen Blick schon gerichtet auf die Denkmäler der boeotischen Königszeit, die einen gewissen festen geschichtlichen Kern der alten Sagen verbürgen, und sie sind durch die Entdeckungen der letzten Dezennien noch vollkommener und imponirender vor Augen getreten: der Grabbau des sog. Schatzhauses des Minyas, die Reste starker vorzeitlicher Burgen und Befestigungen, und jene gewaltigen Deichbauten, die die überquellenden Zuflüsse des Kopais-Sees den natürlichen Abflußstollen des Gebirges und dem Meere entgegenführten; sie sind durch die Thätigkeit französischer Ingenieure, die eine vor mehr als drei Jahrtaußenden ausgeführte Kulturarbeit wieder aufnahmen, erst vor Kurzem übersichtlich geworden. Dies Alles mächtige Stücke uralter Geschichte und Kultur des Landes, die da schriftlos reden von dem Glanz des sprichwörtlich reichen Orchomenos, des minyischen Orchomenos, auf das die Ilias zurückblickt, Ueberbleibsel desselben Zeitalters, das die

noch prächtigeren Herrenburgen, ragenden Grabhäuser und kyklopischen Mauern von Tiryns und Mykenae geschaffen hat. Wo sich jetzt verödetes Sumpfgebiet hinstreckt, hauste damals der Stamm der Minyer in fruchtbarer Ebene und in blühenden Städten, überragt von dem weitgebietenden Herrschersitz Orchomenos.

So hat ein heller historischer Blick O. Müller diese Centralstätte der Kultur und politischen Macht im vorhomerischen Griechenland gezeigt und gedeutet.

Das Buch war noch nicht ausgegeben, Böckh machte eben Anstrengungen, dem jungen Freund eine freiere Stellung als Adjunkt bei der Berliner Akademie zu schaffen und in ihm einen Gehilfen für das große Inschriftenwerk zu gewinnen, während dieser selbst sich anschickte, an der Breslauer Universität als Privatdozent Fuß zu fassen: da kam die erlösende Entscheidung über sein Leben, und sie kam von einer Seite, von der er sie am Wenigsten erwartet. In Göttingen war der Lehrstuhl Welckers leer geworden, die Verhandlungen mit Thiersch hatten sich zerschlagen: da wurde Heeren, der Vertrauensmann der Regierung, auf den jugendlichen Verfasser der Aeginetica aufmerksam und erkundigte sich vorsichtig über ihn bei Böckh. „Die akademische Lage, antwortet dieser, wird Müller in kurzer Zeit zu einem der bedeutendsten Lehrer in unserem Fach machen, zumal da er große Vorarbeiten und Sammlungen hat, wie meines Wissens keiner, der mir vorgekommen ist, von den Jüngeren. Aber seine übrigen Eigenschaften machen ihn mir fast noch lieber. Unter allen jungen Männern, die ich kenne, habe ich nie eine so große Bescheidenheit, einen so feinen sittigen Sinn gefunden; er ist ein Muster von einem Gelehrten; sein Aeußeres ist offen und freundlich und angenehm; er ist vollkommen unschuldig, heiter, gesetzt; er ist äußerst verträglich und wird mit Niemand in Streit gerathen. Seine Gesundheit ist blühend; er kann unmäßig arbeiten, ohne daß er seine frische Jugendfarbe verlöre“. Freudig schlug O. Müller ein; in dieser Wendung schien sich ihm eine unmittelbare Führung zu offenbaren.

Zu den Lehrfächern, die er nun vertreten sollte, gehörte in erster Linie die Archaeologie. Göttingen hat unter den Universitäten Deutschlands am Frühesten das Studium der Antike gepflegt; die Vorlesungen Heynes über Gegenstände der alten Kunst hatten am Meisten dazu beigetragen, dem Göttinger Alterthumsstudium einen besonderen Charakter aufzuprägen; Welcker hatte sie in mehr systematischer Beherrschung fortgesetzt. „Auf alte Kunstgeschichte sieht man hier besonders“ schrieb Heeren an

Böckh, und schöpfte aus den Aeginetica die Hoffnung, daß O. Müller sich auch in diese Anforderung seines Lehramtes werde zu finden wissen. Und nun bot ihm Arnswaldt aus freien Stücken die Mittel, um auf der Reise von Breslau nach Göttingen ein paar Monate in Dresden zu verweilen und sich dort auf seine archaeologische Lehrthätigkeit vorzubereiten. Was für eine väterliche Regierung, wie Johannes von Müller einmal die hannöversche Leitung der Universität bezeichnet hatte, und was für ein traulicher Zustand der archaeologischen Wissenschaft, als dem angehenden Lehrer der Archaeologie einige unter den Dresdener Kunstschätzen verbrachte Monate eine ausreichende Einführung in die alte Kunst versprachen! Freilich, unter den taußenden von Deutschen, die, so lang die Städte Italiens fast unerreichbar weit lagen, im Dresdener Antikensaal Kunstanschauung suchten und fanden, ist wohl keiner, auch nicht Winckelmann, lernbegieriger, empfänglicher, besser vorbereitet herangetreten, als O. Müller.

Um Michaelis des Jahres 1819 betrat der jugendliche Professor, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, unsere Stadt.

Die Georgia Augusta stand zu dieser Zeit, nach Lückes Ausdruck: wie ein grüner Wald voll alter heiliger Eichen, noch in der Pracht des alten Ruhmes aus der Heyneschen Zeit. In dieser stillen Werkstatt der Gelehrsamkeit war die Luft noch wenig bewegt vom Geist des neuen Jahrhunderts, von jener entschlossenen Einkehr in das geschichtliche Leben, die den gewaltigen Umschwung der ganzen Weltanschauung innerhalb der deutschen Wissenschaft bewirkt hatte. Sieben Jahre vorher war Heyne hochbetagt gestorben; in den historisch-philologischen Disziplinen führte sein Geist ein schwächliches Nachleben, und Niebuhr schalt grollend auf den Göttingischen „Heynianismus". Er war wie verkörpert in Heeren, dem Universalhistoriker. Welckers Thätigkeit war zu kurz gewesen, als daß sie tiefere Spuren hätte hinterlassen können. O. Müller hatte die Fächer der Alterthumswissenschaft zu vertreten neben Mitscherlich, der Heynes Weise der Dichtererklärung in einer gewissen schulmäßigen Verknöcherung fortsetzte, und neben Dissen, in welchem sich die Einwirkungen dreier Lehrer, Heynes, Böckhs, Herbarts in eigenthümlicher Weise verbanden. Stärker ergriffen von der historischen Strömung des Jahrhunderts war der große Civilrechtslehrer Hugo, der Recht und Staat als Erscheinungen der geschichtlichen Welt der Spekulation entzogen und für Savigny die Bahn geebnet hatte. Erst zehn Jahre später erschien Dahlmann, bald darauf die Brüder Grimm und Ewald. So trat O. Müllers frische Jugendkraft als ein

Element vielseitiger Bewegung in diesen Kreis. Er vermochte, er fast allein, Göttingen für zwei Jahrzehnte zu einem gefeierten Sitz der Alterthumsstudien zu machen.

Den Kern seiner Lehrthätigkeit bildeten drei große Vorlesungen, über Archaeologie der Kunst, griechische Mythologie, griechische Alterthümer, und auch die Wahl der Autoren, die er regelmäßig erklärte, von Herodot und Pindar bis zu den römischen Satirikern, ist bestimmt durch seine Richtung auf das geschichtliche Leben. Erst später tritt mitunter ein Kolleg über irgend ein Drama des Aeschylus und die griechische Tragödie hinzu. Daneben scheint eine sprachwissenschaftliche Vorlesung, die zuerst im Jahr 1828 als vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen auftritt, auf den ersten Blick ganz fremdartig dazustehen; aber bei näherem Zusehen ergiebt sich, daß auch diese Studien von der geschichtlichen Forschung ausgingen und zu ihr zurückkehrten.

Ich habe aus Allem, was zu O. Müllers Lob gedruckt ist und was ich von ehemaligen Zuhörern über ihn vernommen, wohl den Eindruck empfangen, daß er ein sehr beliebter, aber nicht, daß er ein glänzender Dozent gewesen. Nur von seinen Erklärungen der Kunstwerke wird gerühmt, wie sie durch begeisterte Wärme der frei strömenden Rede ergriffen. Wohl besaß er die Gabe und Freude der wissenschaftlichen Mittheilung in hohem Maaß, und die Rede floß ihm lebhaft und wohlklingend von den Lippen, den Schatz seiner Gedanken und seines Wissens beherrschte er in königlicher Klarheit. Aber er hielt wenig auf die Künste des Vortrags, und der athemlose Eifer der Forschung ließ ihm keine Zeit, auf die vergänglichen Erfolge der Kathederberedsamkeit zu denken. Es wird von einem verehrungsvollen Schüler berichtet, daß O. Müllers Autorenerklärungen sich minderen Beifalles erfreuten und seine seminaristischen Uebungen nicht auf der Höhe seines Ruhmes standen; er habe es nicht verstanden, in das Einzelne einzugehen und zum Selbststudium anzuleiten. Das wird wohl Alles zutreffen. Seine Schwächen wie seine Stärke haben hier miteinander seinem Wollen und Können eine Grenze gezogen.

Aber dem Professorenberuf, den er für den schönsten der Welt erklärte, war er begeistert ergeben, und die Jugend, der er sich innerlich nahe fühlte, zog er, wo ein ernstes Streben sich kund that, gern zu freundlichem und förderlichem Umgang an sich. Und über diesen Kreis der Bevorzugten, über den unmittelbaren Werth seines Unterrichtes hinaus, wirkte er durch das Beßte, das der akademische Lehrer seinen Schülern weihen kann, die freie Persönlichkeit: hier das Bild eines Mannes, durchdrungen

vom heiligen Eifer der Forschung, strahlend vom reinen Glück der Arbeit, ein ächter Apostel des Griechenthums, das ihm die helle Heiterkeit, die lautere Jugendgesundheit geschenkt zu haben schien, das ihm das Maaß aller Dinge geworden: sein innerstes Wesen hatten doch keine anderen, keine neuen Geister tiefer berührt und bestimmt. Andere große Philologen, wie G. Hermann, mehr noch Lachmann und Haupt, gerade die Meister der Sprachphilologie, die mehr an lehr- und lernbare Fähigkeiten gewiesen ist, haben auf die Jugend heilsamen Eindruck gemacht durch die in ihrem ganzen Wesen und Thun ausgeprägte bewußtvolle sittliche Straffheit, durch die scharfen Accente der Gesinnung und des Pflichtmäßigen; O. Müller war eine von den naiven Naturen, die den eifrig guten Willen, der sie, aus dem Herzen ihres Wesens, der Liebe quellend, durchströmt, nur wie den natürlichen Blutlauf empfinden, und, in ihrem Grunde sicher und fest, sich in beweglicher Unbefangenheit hingeben, ohne sich je zu verlieren. Eben darum fehlte aber auch seinem Unterricht der ausgesprochen paedagogische Zug.

Den Mittelpunkt seiner Lehrthätigkeit bildete die Vorlesung über Archaeologie und alte Kunstgeschichte, die er jeden Sommer, in wachsender Beherrschung des Stoffes, wiederholte. Welcker war ihm mit diesem Kolleg in Göttingen vorangegangen, und es ist wahrscheinlich, daß dessen Vorbild auch auf die Anlage der Vorlesung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Ein Zuhörer aus späteren Jahren erzählt, wie Müller gerade durch diese Vorträge am Stärksten auf die Studirenden eingewirkt, wie es eine Lust war, ihn zu sehen, die blühende Gestalt, im alten historischen Saal der Bibliothek umgeben von Kupferstichen und Gipsabgüssen, gleichsam untergetaucht in die antike Welt, die er wiederbelebte, wie man dem lebendigen Strom seiner Rede, dem wohltönenden Organ lauschte, und immer zu schnell die Stunden verflogen waren, deren Gedächtniß in den Hörern zeitlebens haftete. In diesen Vorlesungen hat er einen reichen Samen weithin ausgestreut.

O. Müller war doch nicht durch bloße äußere Fügung der Archaeologie zugeführt worden. Sie war für ihn eine nothwendige Ergänzung seines weit gespannten geschichtlichen Gesichtskreises, die nur beschleunigt und gefördert wurde durch die plötzlich an ihn herangetretene Pflicht. Und er war ein berufener Kunstinterpret; er trat vor das Bildwerk mit demselben hellen Auge für das Besondere und Charakteristische, mit welchem er die Naturformen erfaßte, zugleich mit poetischem Sinn und jener gottgegebenen Freude am künstlerisch Schönen, die ein inneres Verhältniß zum

Gegenstande sucht und findet. Wie in seiner Betrachtung der Antike klare sinnliche Beobachtung und gelehrte Verarbeitung sich das Gleichgewicht hielten, das würden wir vollständiger erkennen, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, vom klassischen Boden mit seinen Schätzen heimzukehren. Wer in seinen Recensionen den Spuren nachgehen mag, wird die Aeußerungen seines lebhaften Formensinnes nicht verkennen. Aber, hier in Göttingen, fast aller Anschauung völlig entrückt — und auch kurze Ferienreisen nach Kopenhagen, England, Paris änderten daran nicht viel — zog er naturgemäß auch seine Kunststudien in die gewohnten Kreise historischer Forschung, die in der stillen Bücherstube ihre Werkstätte hatte. Und darin liegt vorzugsweise die von keinem wieder erreichte Stärke seiner archaeologischen Arbeiten, daß er Kunstentwickelung, Künstler und Kunstwerke innerhalb des natürlichen historischen Zusammenhanges, die Monumente auf ihrem Grund und Boden sah; die Ruinen und Bildwerke Athens, die Schöpfungen des Phidias, sind ihm Stücke attischer Landesgeschichte.

An die archaeologischen grenzen die topographischen Forschungen, in denen sich eine Kraft der Anschauung offenbart, die in Erstaunen setzt. Auf karge litterarische Hilfsmittel angewiesen, hat er die Grundlage einer wissenschaftlichen Topographie und einer Baugeschichte von Athen zu schaffen vermocht.

Es war, wie einst für Winckelmann, so für O. Müller ein Postulat seiner Gemüthsstimmung und seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß die griechische Kunst aus eigenen natürlichen Wurzeln heraufgewachsen sei. Aber er erlebte es, daß Böckh in seinen Untersuchungen über Maaß und Gewicht den Nebel zertheilte, der auf dem ältesten Weltverkehr lag, und den Zusammenhang der alten Kulturvölker vom Tiber bis zum Euphrat aufwies; und das Licht, das von den neuen Entdeckungen in Griechenland, auf den Inseln, in Kleinasien und Aegypten ausgegangen ist, hat den Vorhang der Sage, der die älteste griechische Kultur verdeckte, theilweise durchleuchtet, und hinter ihm wenigstens in Umrissen das Wandern und Wirken mannigfacher Antriebe künstlerischen Schaffens erkennen lassen, die den Griechen aus dem Orient gekommen sind. Eine neue Fluthwelle östlicher Einwirkungen sehen wir im Lauf des VIII. und VII. Jahrhunderts hinüberströmen. Immer zahlreichere Fäden treten aus dem Dunkel, die Griechenlands frühe Kultur mit Aegypten verbinden. Es läßt sich auch nicht mehr leugnen, daß jener kindliche Statuentypus, den der Münchener Apollo von Tenea in einer vorgeschrittenen Bildungsstufe vertritt, wirklich seine Heimath in Aegypten hat.

Es ist offenbar geworden, daß die Selbständigkeit der griechischen Kunst nicht in ihren letzten Wurzeln, sondern in ihrem jugendlichen Wachsthum und ihrer Blüthe zu suchen ist. Aber in dem Irrthum O. Müllerss war doch mehr geschichtliche Wahrheit, als in den abergläubischen Phantasiegeweben seiner Gegner, wie Thiersch und Creuzer, die die griechische Religion und Kunst als ein Geschenk, das morgenländische Missionare und Kolonisatoren dem hilflos rohen Pelasgervolk gebracht hätten, als Erzeugnisse ägyptischer Bildungsfabriken am Ilissos ansahen; er stritt für das Recht der wissenschaftlichen Methode, für die ächten Begriffe des Volksthums und der natürlichen Entwickelung.

Jedoch die preiswürdigste Wohlthat hat er der Archaeologie erwiesen durch sein Handbuch der Archaeologie der Kunst. Es war ein alter Ruhm Göttingens, daß es in den verschiedensten Wissenschaften die beßten Kompendien hervorbringe. Aber dies Kompendium war doch wohl unter allen von eigner Art: eine wissenschaftliche Schöpfung, die einer neuen, erst theilweise durchgearbeiteten Disciplin, von ungewissen Grenzen, nicht bloß die bleibende systematische Form, sondern zugleich, aus dem Ertrag eigener Arbeit, eine vollkommnere, gleichmäßigere Ausbildung gab. Unter den Gaben O. Müllers war eine der außerordentlichsten seine Fähigkeit, große Stoffmassen zu organisiren; sie hing zusammen mit seinem wunderbaren Vermögen, viele Gruppen und lange Ketten von Thatsachen in hellster Anschaulichkeit vor dem Auge festzuhalten. „Er hat Alles, wie ein Gemälde gegenwärtig“ sagte eine gescheidte Frau von ihm, unter dem Eindruck seiner lebendigen Rede. Wie mit leichter Künstlerhand ist in diesem Buche schwerste Arbeit gethan, ein überfließender Stoff geformt, gegliedert und geistvoll belebt. Generationen von Lehrenden und Lernenden sind dieser Führung dankbar verpflichtet, bis auf den heutigen Tag.

Im Beginn seiner Göttinger Thätigkeit hatte O. Müller an Böckh geschrieben: „Mythologie und Geschichte muß ich jetzt eine Zeit lang liegen lassen“. Aber die quellenden Keime älterer Entwürfe ließen ihm keine Ruhe, und die neuen Aufgaben konnten ihn nicht lange von seinen Lieblingsstudien trennen. Schon Ende des Jahres 1823 waren seine Dorier, als Fortsetzung der Geschichten hellenischer Stämme und Städte, im Manuscript fertig, in nicht ganz drei Jahren hatte er das große zweibändige Werk vollendet: ohne Zweifel zu rasch.

Was er vorher in seinem Orchomenos an einem kleineren, trümmerhaft verwitterten Stoff versucht, eine Stammesgeschichte

in der ganzen Breite der erkennbaren Lebenserscheinungen, das führt er in den Doriern an einem großen, aus dem Dunkel der Sage machtvoll in die Nationalgeschichte tretenden Stamm aus.

Der Gedanke, das geschichtliche Leben des griechischen Volkes nach seinen Stämmen zu betrachten, war nicht mehr neu. Friedrich Schlegel hatte ihn in einem Jugendentwurf auf die Schulen der griechischen Poesie angewendet, und den jonischen Stamm als Träger des Epos zu den Dorern und ihrer Chorlyrik in scharfen Charaktergegensatz gestellt; später hatte Schleiermacher in seinen Vorlesungen den Stammesgegensatz als ein Element der Bewegung in die Geschichte der Philosophie getragen, hatte unter seinem Einfluß Böckh eine Geschichte der griechischen Stämme geplant. So kam der fruchtbare Gesichtspunkt an O. Müller.

Und er ergriff ihn mit einem feurigen Eifer, der uns spüren läßt, wie sehr diese Art der historischen Betrachtung seiner tiefsten Neigung und Naturanlage gemäß war. Denn er ging vor Allem darauf aus, das geschichtliche Leben an seiner Wurzel zu fassen, da wo es aus dem Grund der Natur hervortritt, möglichst nahe dem mütterlichen Boden. Daher auch seine Vorliebe für die Anfänge der Volksgeschichte, seine Gewohnheit, von den physischen Verhältnissen des Landes auszugehen. Und indem er die Einheit der Nationalität zerlegt und nun der natürlichen Verzweigung aller Lebensäußerungen des Einzelstammes in Gesetzgebung und Götterverehrung, Sprache und Sitte nachgeht, sieht er die Objekte seiner Forschung in individuelleren, konkreteren Formen, wie in einfacheren Naturgebilden, vor sich. Dies ist es, was er will; er giebt sich der Lösung der Aufgabe, die er sich so gestaltet hat, mit dem frohen Gefühl seiner natürlichen Stärke hin. Man begreift, wie ihm die Arbeit eine Lust war.

Die Auffassung der hellenischen Stämme und Städte als der eigentlichen Träger der geschichtlichen Bewegung hat befruchtend und belebend in die Alterthumswissenschaft gewirkt, indem sie den Blick für das individuelle Sonderleben schärfte. Aber in der Isolirung des Einzelstammes lag auch eine Gefahr, und Niemand wird heute behaupten, daß O. Müller dieser Gefahr entgangen sei. „In den Stämmen, sagt er, spaltet sich die Nationalität bis in die tiefste Wurzel, daher sie in jeder Richtung des geistigen Lebens auseinandergehen“. Aber so schroff standen sich Ionier, Dorer und Aeoler doch nicht gegenüber, so wenig wie etwa die deutschen Sachsen, Franken und Alemannen, und die Stämme sind in Sprache, Glaube und Sitte durch die Natur ihrer Wohnsitze, durch ihre vorgeschichtlichen und geschichtlichen Schicksale und

Sonderentwickelungen mehr auseinandergeführt worden, als durch ihre geistigen Anlagen. Erst als im V. Jahrhundert Athen, die Vormacht der Ionier, mit der dorischen Vormacht Sparta feindlich zusammenstieß, bildete sich das scharfe Gefühl des Gegensatzes aus. Ohne Zweifel hat O. Müller die Idee der Grundverschiedenheiten und des Einzellebens der Hauptstämme einseitig stark angespannt, und darüber sowohl die vorwaltende, durch unablässigen Austausch des Sondergutes genährte Einheit des Hellenenthums, wie andererseits die überwiegende Bedeutung der Vielheit landschaftlicher Kulturbezirke, die ganze Formenfülle des politischen, gesellschaftlichen und geistigen Lebens, wie sie, die Stammestypen überspringend und zertheilend, schon die große Kulturbewegung des siebenten Jahrhunderts hervorgelockt, zu sehr aus dem Auge verloren. Es war eine natürliche Reaktion gegen O. Müllers Standpunkt, wenn der englische Geschichtschreiber Grote die Bedeutung dieser Stammesunterschiede überhaupt in Frage stellte.

Wie es zu geschehen pflegt: eine vielseitige Bedingtheit ist für uns an die Stelle der einfacheren, mit übertriebener Schärfe gezeichneten Gliederungen getreten.

Das ganze Werk ist getragen von Begeisterung für den dorischen Stamm, seine naturkräftige Tüchtigkeit, seine männliche Waffenfreude, Würde und Ernst, Klarheit, Maaß und Stetigkeit; für seine strengen Staatsordnungen in Kreta, Sparta, Delphi, in denen alle dorischen Tugenden wie in einem Kunstwerk verwirklicht worden seien. Diese Schilderung empfängt das stärkste Licht durch den Gegensatz zu den jonischen Athenern und ihrer Demokratie: O. Müller fand — damals wenigstens und schon früher — im dorischen Stamm, wie er ihn sah, das eigentliche unverfälschte Hellenenthum, das er in der Seele trug. Das war freilich nicht möglich ohne Selbsttäuschungen und Beschönigungen. Aber es sind persönliche ethische Ideale, die sich hier in der Parteinahme des Geschichtschreibers aussprechen; ihn gewann das Ursprüngliche, Naturwüchsige, Beharrliche — wie er es schon in den Minyern nennt, die „edle Einfalt“ — des dorischen Lebens. So war auch sein ganzes Herz jenen Männern zugewendet, die die Grundfesten des römischen Staates in der Einfachheit und gesunden Kraft altüberlieferter Sitte festgehalten hatten.

Gerade dies war es, wodurch das Buch sofort Widerspruch hervorrief: die Verherrlichung des idealisirten Dorerthums, seiner Tugenden, seiner staatsbildenden Kraft und sogar seines schöpferischen Geistes, dem er die religiösen Gestalten des Apollo, der Artemis und des Herakles zuschrieb, auf Kosten Athens, das doch

der Welt die glänzendste Offenbarung des hellenischen Genius dargeboten hat. Niebuhr bekannte sich alsbald, Müllers Doriern gegenüber, als „athenisch gesinnt“ und wollte von der „spartanischen Mumie“ Nichts wissen. Aber, so sehr auch der Glanz verblaßt ist, mit dem O. Müller die Dorier umgab, so manchen Zug auch der Strom der Zeit hinweggespült hat von seinem geschichtlichen Bild des Stammes, das Alles nimmt nichts fort von dem reichen, noch fortwirkenden Segen, den das Werk in seiner großen Anlage und inneren Lebensfülle der Wissenschaft gebracht hat. War es doch das erste Beispiel und ist es doch das letzte geblieben einer allseitigen Betrachtung eines großen Volkszweiges, nach seiner äußeren Geschichte und gesammten Kultur, durchgeführt mit einer alle Einzelheiten durchdringenden und verbindenden Auffassung, mit einem Schwung des Geistes, auf dem keine Mühsal der Forschung zu lasten scheint, mit besonders lebendigem Sinn für Sitte und Glaube, für Alles was urwüchsig der menschlichen Natur entspringt. Erst mit O. Müllers Doriern beginnt unsere wirkliche griechische Historie.

Diesmal klang Böckhs Lob voller. Aber die Freude über diese Anerkennung war nicht ungemischt. Zwar der grobe Angriff Schlossers, des Universalhistorikers, machte ihn nicht irre: die Stimme dieses Mannes, der mit seiner ganzen Bildung im XVIII. Jahrhundert wurzelte, den ein leidenschaftlicher Widerwille gegen die unheimlichen Regionen der Sage und Urgeschichte, die divinirende und anscheinend kleinmeisterliche Forschung des Philologen verblendete, tönte ihm wie aus einer anderen Welt. Viel empfindlicher trafen ihn die Streiche der Kritik von fachgenössischer Seite. Und so klar er sich des Werthes und der Eigenart seiner Leistung bewußt war, so deutlich er sah, daß die heftigsten Anfeindungen von Uebelwollen und Unfähigkeit ausgingen: er gestand sich doch auch, daß er zu schnell gearbeitet hatte. Und seine stille Selbstprüfung läuft aus in den Vorsatz größerer Sorgfalt und strengerer Selbstkritik. „Dann wird auch dieser Angriff mir und andern zum Beßten gereichen“. Wirklich verrathen seine folgenden Arbeiten mehr Behutsamkeit; mit den Doriern, dem kühnsten und gedankenreichsten Werk O. Müllers, schließt seine Jugendperiode; nur das Buch, das wie ein Anhang den Doriern auf dem Fuß folgte, gehört ihr noch zu.

Und kaum ist durch dieses Buch und die Abhandlung über die Makedonier der Kampf um die Dorier zu einem Abschluß gebracht, da zieht ihn ein äußerer Anlaß schon wieder zur umfassenden Darstellung einer Volksgeschichte.

Durch eine Preisfrage hervorgerufen, entstand das Werk über die Etrusker, in kurzer Frist und in verschwiegener Stille. Weit hinausgreifend über die von der Berliner Akademie gestellte Aufgabe hat O. Müller eine etruskische Alterthumskunde geschaffen, nur in den Denkmälern mit Beschränkung auf das Wesentlichste: diesen Theil sollten Andere ausbauen, er hatte damals den Boden Italiens noch nicht betreten.

Das etruskische Alterthum war der dilettantischen Gelehrsamkeit toskanischer Lokalpatrioten anheimgefallen, und Niebuhr hatte geurtheilt, daß kein Theil der Litteratur der alten Geschichte so viel Unverständiges, Leichtfertiges, ja Unredliches enthalte, wie sich in dem finde, was über etruskische Sprache und Geschichte geschrieben worden sei. Die Berliner Akademie hatte eine fruchtbare Aufgabe gewiesen, lockend für O. Müllers Spürkraft und historischen Gestaltungssinn: es galt wiederum, aus Fragmenten ein Ganzes herzustellen, das Gesammtbild eines alten Volksthums, von dunkeler Herkunft und Sprache, das, in früher Zeit mächtig zu Wasser und zu Land, seine Geschichte bereits hinter sich hatte, als die der Römer in ihren Anfängen stand, dessen Blüthe längst gebrochen war, als es in den Gesichtskreis der römischen Historiker trat; dazu die beziehungsreiche Kulturstellung dieses merkwürdigen Volkes, zwischen dem Orient, Griechenland, Latium mit Rom, und dem übrigen Italien, das eigenthümliche religiöse Leben der Etrusker mit seiner nach Rom hinübergreifenden priesterlichen Disciplin und pedantischen Mystik. Und der Fäden, die diese auf italischem Boden sich bewegenden Untersuchungen mit seinen bisherigen Studien verbanden, der Vorarbeiten, die ihm hierfür bereit lagen, waren doch viel mehr als es scheinen könnte: von der linguistischen, der ethnographischen, der religionsgeschichtlichen Seite her war er auf die Etrusker gestoßen, seit seiner Studienzeit hatte ihn die römische Geschichte und Litteratur beschäftigt, die italischen Stämme hatte er in seine Vorlesungen über Mythologie und Kulte hineingezogen. Wie hätte er es auch sonst vermocht, in so kurzer Zeit des gewaltigen Stoffes Meister zu werden, fast an allen Punkten selbständig fördernd, auf manchen Gebieten neue Wege bahnend, wie auf dem der altitalischen Sprachen, des Münzwesens, des Bernsteinhandels! Wohl hatte Niebuhr ihm hier und da vorgearbeitet, aber wenn dieser einem Freundesbriefe seinen bitteren Verdruß anvertraut, daß seine Ideen in Müllers Etruskern zu dessen Eigenthum umgestempelt seien — er dachte hauptsächlich an das erste Kapitel des Buches —, so war dieser Vorwurf doch nur in Niebuhrs reizbarem Gefühl begründet.

Nach fünfzig Jahren, die eine unermeßliche Vermehrung des etruskischen Denkmälerstoffes und zahlreiche etruskische Spezialforschungen zugeführt haben, ist O. Müllers Werk, wenig verändert, wieder aufgelegt worden und ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Philologen und Historiker geblieben. Manche seiner Ansichten, die verworfen worden waren, sind wieder zu Ehren gekommen, und in seinen Irrthümern hat er Probleme gewiesen, die ihre Lösung fordern. Die Sprachwissenschaft steht noch heute auf dem Standpunkt, daß sie die von ihm verfochtene Herkunft der Etrusker aus Kleinasien weder bestreiten noch erweisen kann, das Siegel ist von der etruskischen Sprache noch nicht gelöst worden. Er selber blickte auf die vollendete Arbeit mit dem wohlbegründeten Gefühl eines Fortschrittes in Sorgfalt und Reife. „Sie werden wohl etwas weniger Verwegenheit und Anmaßung und etwas mehr Besonnenheit darin finden, als in meinen vorigen Arbeiten, man wird mit dem Alter klüger“, schrieb er an Böckh, der ihn während des Streites um die Dorier getröstet hatte „etwas weniger Kühnheit wird Ihnen schon die Zeit geben“. Die in seinem Temperament und seiner Arbeitsweise gelegene Neigung zu schnellen Schlußfolgerungen ist in den Etruskern sichtlich gezügelt.

Nach dieser Abschweifung kehrt O. Müller zu den Griechen zurück, und Athen, das seine jugendlichen Forschungen fast umgangen, das seine Dorier mit Geringschätzung gestraft hatten, tritt nunmehr in den Vordergrund seiner geschichtlichen Studien. Der Druck der Etrusker ist noch im Gang, da verräth er bereits Böckh den geheimen Plan, seine Geschichten hellenischer Stämme und Städte zu ergänzen durch eine politische und Bildungsgeschichte Athens in seiner Blüthezeit, vom persischen bis zum peloponnesischen Krieg, und eine Revision des ganzen Werkes in einem besonderen Band. „Ich will versuchen, schreibt er ihm etwas später, ähnlich wie in den Doriern, nur hoffentlich besser, die Einheit des athenischen Lebens in der Gemeine und im Haus, in der Kunst und Wissenschaft und jeder anderen Aeußerung, und zugleich den Zusammenhang in den überall in der Zeit des peloponnesischen Krieges eintretenden Veränderungen darzulegen“. Aber er sieht, daß er, um auf diesen Gebieten mit Sicherheit zu wandeln, noch weitläufige Studien machen müsse, „daher lebe ich jetzt in Untersuchungen über sog. allgemeine Grammatik, comparative Sprachkunde, Geschichte der griechischen Sprache, von denen ich noch nicht weiß, zu welchem Ausgang sie mich führen werden“.

In demselben Sommer, in welchem er dies schreibt, hielt er zum ersten Mal Vorlesungen über vergleichende Grammatik

des Griechischen und Lateinischen. Aber auch diese Studien treten nicht unvorbereitet in den Kreis seiner historischen nunmehr auf Athen gerichteten Arbeit. Schon als Berliner Student hatte er das Sanskrit gelernt, dem man damals den Werth einer indogermanischen Ursprache beimaß. Bald darauf hatte er sich in Göttingen dem jungen Franz Bopp in regem wissenschaftlichem Verkehr angeschlossen. Die Entdeckungen Jacob Grimms hatten ihn eben so empfänglich gefunden, wie Wilhelm v. Humboldts universelle Gedanken über den Bau der Sprache und die Epochen ihrer Entwickelung. Die drei großen Gelehrten, durch welche die methodische Sprachvergleichung begründet und in den Kreis der geschichtlichen Wissenschaften eingeführt worden, haben ihm, der jeden Wind gesunder wissenschaftlicher Bewegung in sein weit gespanntes Segel zu fangen verstand, den Weg gewiesen. Vergleichende Grammatik und Sprachgeschichte werden ihm alsbald zum Instrument für seine Untersuchungen über Volksgeschichte, wie es schon die Etrusker zeigen; aber die Bildung und Entwickelung der Sprache der Athener gehörte auch an sich in den großen Rahmen der geschichtlichen Darstellung, die ihm vorschwebte. „Es giebt keine Alterthumswissenschaft, die nicht Geschichte ist“ hatte Böckh gesagt; O. Müller empfand lebhaft, daß gerade auf dem Gebiet der Sprache sich die Ueberlegenheit dieser Anschauung gegenüber der Schule Gottfried Hermanns, die sich als Vertreterin der Sprachphilologie fühlte, am Schlagendsten bewähren müsse. „Am meisten ist gewiß zu wünschen, schreibt er an Böckh, daß einmal einer auftritt, der die Sprache der Hellenen im Ganzen und in allen ihren Modifikationen geschichtlich betrachtet und entwickelt, wodurch die Anmaßungen der Leipziger ganz von selbst beschränkt werden müssen und die Philologie im Ganzen eine andere Gestalt erhalten würde“. Daß gerade er durch Bildungsgang und Geistesart in besonderem Maaße berufen gewesen sei, an der — noch heute der Zukunft vorbehaltenen — Lösung dieser großen Aufgabe zu arbeiten, wer möchte das behaupten! Das Geschäft des Sprachforschers setzt der Phantasie engere Schranken als das von der inneren Anschauung geleitete Schaffen eines geschichtlichen Bildes aus einzelnen Bruchstücken, es verlangt strenge Methode und geduldige Versenkung in die Kleinarbeit; O. Müllers feuriger Geist pflückte die Früchte seiner Arbeit zu begierig und sein rasch kombinirender Scharfsinn blickte doch immer schon auf das historische Ergebniß, wenn er die Reihe überschlug. Aber sein glücklicher Treffsinn, seine eigene Gabe großer Ueberschau und der Auffindung äußerlich weit auseinanderliegender Analogien und Zusammenhänge, sein klares Verständniß für alles natürliche Leben mußten ihm auch hier zu gute kommen.

Man sieht wohl aus vereinzelten Spuren, wie er von jenem Zeitpunkt an die griechische Sprachgeschichte nie aus den Augen verlor; er wird den Vorsatz, den er bei der bevorstehenden Ankunft der Brüder Grimm faßt, Jacob für diese Fragen „recht auszusaugen“ wohl ausgeführt haben. Aber wir wissen gerade von diesen Studien O. Müllers und namentlich von der Anlage der Vorlesung am Allerwenigsten. Sie ruhte auf dem Glauben, daß zwischen den beiden klassischen Sprachen eine besonders enge Verwandtschaft walte; er nennt das Volk Latiums einen Nebenzweig der Hellenen. Die Sprachforschung hat diese Ansicht, die er mit Niebuhr u. A. theilte, nunmehr fast ganz verlassen. Aber manche helle Blicke ins Leben der Einzelsprachen, manche gesunde Grundanschauungen haben Bewährung gefunden. Besonders gern wendet er den Satz an, dessen weite Bedeutung ihm schon die Stammesgeschichten anschaulich gemacht hatten, daß die Einheit ein Ergebniß langer Entwickelung, daß, je näher wir den Ursprüngen treten, um so größer die Zersplitterung und Mannigfaltigkeit ist.

Die Bücher Varros über die lateinische Sprache, das lexikalische Werk des Festus hat O. Müller viel weniger um des sprachwissenschaftlichen, als um des antiquarischen Gehaltes willen bearbeitet; die Keime beider Ausgaben liegen in den Etruskern.

Und wiederum zur gleichen Zeit, da ihn die Studien über Athen tiefer in die Sprachgeschichte ziehen, versenkt er sich in „kopfzerbrechendes Grübeln über die attische Tragödie“, liest er über die tragische Kunst der Griechen, legt er seinen Seminaristen die Eumeniden zur Interpretation vor. So entsteht seine Bearbeitung der Eumeniden des Aeschylus. Sie will das Schlußstück der Orestie, der großartigsten und erschütterndsten Schöpfung des gedankenmächtigsten unter den griechischen Tragikern, der Gegenwart zu allseitigem Verständniß bringen, die tragische Wirkung des Ewig-Menschlichen in der Bedingtheit der Zeit: in der griechischen Bühnenkunst, in uralten sittlichen und rechtlichen Ordnungen. Der Nachdruck liegt in den Darlegungen über Blutrache und Blutsühne, den Areopag, das heilige Recht der Athener, wie es die Legende und der vertiefende Geist des Dichters aus dem Muttermord des Orestes herleitet. So mündet das Buch auch nach dieser Seite wieder in die Geschichte Athens ein, und knüpft zugleich an seine Dorier an: mit besonderer verständnißvoller Liebe hatte er diesen Stoff, das Entstehen von Gesetz und Recht aus den Tiefen des sittlichen und religiösen Gefühls einer entlegenen,

gottesscheuen Menschheit, wieder durchdacht. Eine so umfassende, so licht- und lebensvolle Erläuterung einer großen klassischen Dichtung, in deutscher Sprache, frei von aller zünftigen Pedanterie, war den Freunden des Alterthums noch nicht geboten worden. Es war etwas Größeres als ehedem die holländischen Philologen oder jetzt G. Hermann, der gepriesene Meister der Dichtererklärung, und seine Schüler wollten oder konnten: Aufklärung des Kunstwerks, höhere Exegese, die sich über das zerstückelte Notenwerk erhebt. Diesem Gefühl gab Müller in der Vorrede bewußtvolle, herausfordernde Worte, und G. Hermann nahm den Fehdehandschuh auf. Schon vorher war er, der gestrenge Wächter der grammatisch-logischen Methode, kampflustig in die Schranken getreten gegen die neue historische Philologie und ihre Leistungen, Böckhs Inschriftenwerk, dessen Pindarausgabe, Welckers Trilogie. Nunmehr wurde, nach manchen Plänkeleien, O. Müller in den Vordergrund des Kampffeldes gezogen. Böckh in seiner kühlen Vorsicht und in sicherer Alleinherrschaft über sein Gebiet blieb fast auf der ganzen Linie Sieger, Welcker und O. Müller, deren Sprachkenntnisse und Methode dem spähenden Auge des Gegners manche Blöße boten, trugen auch manche Wunde davon, wiewohl sie durchaus nicht in jedem Punkt den Kürzeren zogen. Aber alle drei stritten für eine unüberwindliche Sache, für eine unaufhaltsame Entwickelung. Sie haben der geschichtlichen Alterthumswissenschaft das Recht errungen, freilich mehr durch die stillen Wirkungen ihrer Lebensarbeit, als durch ihre laute rasch veraltete Polemik. Die litterarische Fehde um die Eumeniden hat die Wissenschaft wenig gefördert und O. Müllers Ruhm nicht erhöht; sie hat ihm aber viel gute Zeit und Stimmung weggezehrt. Daß die nächsten Aufgaben eines Editors nicht Müllers Sache seien, konnte Hermann unschwer zeigen; aber er verstand nicht zu würdigen, was Müller Treffliches und Großes für das Verständniß der Dichtung und darüber hinaus gethan. Das ungerechte Verdikt des Fachgenossen ist durch die Gunst der Lesewelt ausgeglichen worden. Die Eumeniden haben lange Zeit einen großen Einfluß auf die Bildung der Philologen geübt; wie viele verdankten ihre Vorstellung vom antiken Theater ausschließlich diesem Buch! Nur ein anderes Werk O. Müllers ist ebenso viel gelesen worden, hat eben so breit gewirkt: seine griechische Litteraturgeschichte. Unvollendet hinterlassen, die letzte und in manchem Sinn die reifste Gabe seines Genius, zeigt sie noch einmal die herrliche, von aller Last der Arbeit ungebrochene Jugendlichkeit seiner Natur und ist ein Buch der philologischen Jugend geworden und,

dreimal erneuert, bis in unsere Tage geblieben. Sie giebt ein Bild von der einfachen und klaren Gesetzmäßigkeit in der reichen Entfaltung der griechischen Litteratur, wie es keine der späteren Litteraturgeschichten mehr vermochte. Und mehr noch als anderswo wirkt in ihr sein frischer poetischer Sinn, das Verständniß des Individuellen, die ungesuchte Schönheit der leicht schreitenden Sprache. Das Unrecht, das seine Dorier Athen angethan, ist schon hier gesühnt.

Mit den geschichtlichen Arbeiten ging die Mythenforschung ununterbrochen Hand in Hand.

Gleich von Anfang nimmt er, ähnlich wie Welcker, seinen Weg mitten hindurch zwischen der geschichtswidrigen, zugleich schrankenlosen und pedantischen Symbolik der mythologischen Enthusiasten, wie Creuzer, und den Rationalisten, wie Voß, nachher Lobeck, die, aller inneren Erfahrung, alles Gottessinnes baar, der griechischen Religion und ihren Formen geringschätzig und anschauungslos gegenüberstanden. Er pflegte mit den Häuptern beider Lager, Creuzer wie Voß, freundliche Beziehungen, und fand in den Ansichten des Einen wie des Anderen einen Theil der Wahrheit. Aber er sah auch, daß beide, Jeder in seiner Weise, das Wesen des Mythus verkannten, der als älteste Dichtung des Volkes, als ursprüngliche Form seines Nachdenkens und Beobachtens, mit Nothwendigkeit und Unbewußtheit von innen erwachsen sei. Diese Grundanschauung war durch Herder vorbereitet, von Schelling in einem gedankenreichen Jugendaufsatz schon im Jahre 1793 dargelegt worden. Zwanzig Jahre später hörte O. Müller Solgers, des Schellingianers, Vorlesung über Mythologie, und obwohl er erkannte, daß diese Betrachtungsweise erhaben über dem Geschichtlichen wandelte, so läßt sich doch in seinen Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie der Einfluß mit Händen greifen; eine Reihe allgemeiner Gedanken über die Natur des Mythus, die als Leitsätze in den Prolegomena erscheinen, finden wir auch in den von O. Müller herausgegebenen Auszügen aus Solgers Vorträgen: darunter schon wörtlich die Annahme einer Mischung der Facta und der Ideen in den Heroensagen, die der Grund- und Eckstein von Müllers historischer Mythenforschung geworden ist. Im Uebrigen scheinen uns heute diese Grundideen in ihrer Allgemeinheit selbstverständlich; aber ihre Anerkennung war eine schwere, langsame Errungenschaft und ihre Bethätigung in der mythologischen Forschung das unsterbliche Verdienst von Welcker, O. Müller, Jacob Grimm. Schien doch Müller noch Leuten wie G. Hermann „ein Mystiker“ zu sein, war doch gerade in Göttingen durch Schlözers Gewicht, trotz Heyne, der aber doch

mit einem Fuß in der alten äußerlichen Auffassung stecken geblieben war, jene Ansicht im Schwang, die O. Müller nachdrücklich bekämpfte, daß die griechische Religion ein Pfaffenbetrug sei!

Müller ist von der historischen Forschung her in die Mythologie hineingetreten. Die ethnographischen Fragen, die Anfänge der Geschichte haben ihn zuerst und am Nachhaltigsten beschäftigt. Und so lagen seiner Aufmerksamkeit am Nächsten die örtlichen und heroischen Mythen, die Sagen über Wanderungen und Städtegründungen, die Zusammenhänge der lokalen Kulte, wie man dies Alles in seinen Minyern und Doriern gesehen. Die Gesichtspunkte, die in dieser Zeit seine mythologischen Studien beherrschten, hat er zu einer Art von System gesammelt in den Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Es war eine Gegenwehr wider die Angreifer seiner Dorier, eine rechtfertigende Darlegung der angefochtenen Grundsätze seiner Mythenbehandlung. Diesem Inhalt hätte der bescheidenere Titel, den er zuerst im Sinn hatte, „zur Methodik und Kritik des mythologischen Studiums", weit besser entsprochen, als der „pomphaftere", den er später wählen zu müssen meinte; er hätte den Lesern ein Gefühl der Enttäuschung und dem Buch die gerechte Kritik, die es hervorrief, zum großen Theil erspart. Denn die Prolegomena zur Mythologie zeigen den Verfasser in einseitigem Eifer auf die Stammes- und Heroensage gerichtet, die er als historische Quelle auszubeuten liebte. Und er möchte vor Allem die Regeln feststellen, nach denen man die Sagen, die „von religiöser Anschauung zu geschichtlicher Erinnerung auf- und abschwanken", in ihre einfachen Elemente zerlegen kann; ja, er hält für möglich, daß ein Wörterbuch und eine Grammatik der religiösen Redeweise hergestellt werde. Aber mit Recht wendete Creuzer ein, daß die Mythendeutung nicht eine lehrbare Verstandesoperation sei; es konnte nicht fehlen, daß auf O. Müller Schüler folgten, die wirklich glaubten, es habe ihnen der Meister eine Schablone für die Lösung von Problemen hinterlassen, die doch äußerst vielseitig und fein sind und deren jedes eine besondere Behandlung fordert.

Die griechische Mythologie, wie sie sich in den Prolegomena darstellt, macht den Eindruck einer gewissen Aeußerlichkeit und einer grenzenlosen örtlichen Zerstückelung, hinter der die Einheit des religiösen Glaubens schwindet. Es war ohne Zweifel ein Trugschluß, daß es keinen Mythus ohne Lokal gebe, weil der Mythus irgendwo entstanden sein müßte, und schon zwanzig Jahre später durfte Welcker sagen: „den Irrthum, daß „„die Götter, Culte und Mythen der Griechen in ihrer Bestimmtheit einer Zeit gesonderter Entwickelung gehören, in der es selbst kein äußerlich zusammengehaltnes Nationalganzes gab"", hat die Zeit beseitigt".

Aber O. Müllers Gedanke der Stammesgötter, der in den Doriern namentlich am Apollo dargethan werden soll und auch in den Prolegomena verfolgt wird, hat zu verschiedenartigen, mehr oder minder systematischen Versuchen geführt, den ganzen griechischen Polytheismus auf mechanische Weise zu erklären: Krankheitsformen der mythologischen Forschung, die O. Müller selber bekämpft haben würde; er hat das nie gewollt, und in seinem raschen Fortschreiten war er auch über die beschränktere Anwendung der Stammestheorie bald hinausgelangt; schon in den Prolegomena durchkreuzt er die Hypothese der Stammesreligion unaufhörlich mit feinen und treffenden Kombinationen, durch welche vorgeschichtliche Wanderungen griechischer Kulte erschlossen werden. Auch der Gesichtspunkt der Stammesgötter, der in vorsichtiger Begrenzung ein Theil Wahrheit enthält, hat Nutzen gestiftet, indem er zwischen Volksgeschichte und Mythologie eine fruchtbare Verbindung herstellen half, und keiner hat diese Verbindung so nachdrücklich gefördert wie O. Müller.

Erst nach dreizehn Jahren ließ er auf die Prolegomena wieder eine größere mythologische Arbeit folgen: die vortreffliche Abhandlung „Pallas Athene"; sie zeigt ihn als Mythologen auf einer höheren Stufe. Die Frage nach der Wesenheit der Göttin, ihrer Beziehung auf die Natur und die Menschen steht im Mittelpunkt, ihr Verhältniß zu den verschiedenen Stämmen ist in sorgfältiger Erörterung der Kulte dargethan, ohne daß sie zum Erzeugniß oder Reflex eines einzelnen Stammes gemacht würde. Und unsere Kunde über die spätere Anlage seiner mythologischen Vorlesung bestätigt es, wie er in der Stille rastlos vorgedrungen zu allseitigerer und tieferer Beherrschung des großen Stoffes: gewiß nicht ohne förderlichen Antheil seines Freundes Welcker. Dieser, von der Theologie ausgegangen, mit philosophischem Geist auf das Ganze gerichtet, hatte von Anfang als Ziel unverrückt die griechische Göttermythologie im Auge, als den gewaltigen Gebirgsstock, in welchen die Heroenmythologie eingewachsen ist.

Das sind flüchtige Umrisse der unglaublich reichen wissenschaftlichen Thätigkeit O. Müllers, in denen noch mancher verbindende Strich fehlt. Sieht man den gedrängten Zug dieser Arbeiten, so viele vollwichtige Bände, an die sich eine Unzahl größerer und kleinerer Aufsätze und Recensionen anschließt, an sich vorüberziehen, so begreift man kaum, wie ein Menschenleben, das in der Blüthe der Jahre abgebrochen, Alles das schaffen konnte.

Seine Freunde bewunderten an O. Müller die ökonomische Ausnutzung der Zeit, die geschickte Technik der Arbeit; mehr noch die elastische Spannkraft des Körpers und Geistes, für die es keine Grenze zu geben schien, das Vermögen der Sammlung mitten in der Störung und Unruhe, den in jedem Augenblick lebendigen, wachsamen Genius, der sich, wie sie sagen, schon in den Zügen des ungeduldigen Mannes aussprach, und den keines seiner Porträts festzuhalten vermocht hat. Jene schlimmen Stunden, die man nach Göthes Rath nicht an die Arbeit setzen soll, oder die Kränklichkeit, die Schleiermacher als das zarteste moderne Lebenselement bezeichnet hat, kannte er nicht; er arbeitete mit der ausdauernden frischen Erregungsfähigkeit und darum mit der stetigen Fruchtbarkeit seiner geliebten Griechen. „Für mich hat, schreibt er einmal, das mythologische und antiquarische Recherchiren so viel Reiz und Annehmlichkeit, es erquickt und belebt mich so innerlich, daß ich auch zufrieden sein könnte, wenn Niemand meiner achtete, und die Sachen selber ungedruckt blieben“. Er äußert mehrmals, wie er sich treiben lasse von der Forschung ohne recht zu wissen, wohin; und sie treibt ihn dann wohl monatelang im Wirbel der Arbeit, wie ein Dämonium, das ihm keine Ruhe läßt. Ergreifend klingt es, wenn er an Böckh schreibt: „ich habe mir vorgestellt, daß das Leben, je weiter man kommt und je älter man wird, etwas ruhiger, gemüthlicher, heimlicher werden wird: aber ich habe dazu keine Hoffnung; mir wird immer heißer und gedranger zu Muth, und ich sehe überall kein Ende. Ich muß mich manchmal gewaltsam losreißen, weil ich sonst nicht sowohl von Kräften, als vielmehr ganz von aller Besinnung kommen würde“.

Und doch gehörte er nicht zu denen, die über die Arbeit hinaus kein Begehren und Bedürfen haben.

„Göttingen ist für mich der einzige Ort in der Welt“ hatte er seinen Eltern im ersten Frohlocken über die Berufung nach Göttingen geschrieben. Aber ohne manche Seufzer fand sich der lebhafte Jüngling doch nicht gleich in die abgemessenen und kühlen Formen des Göttinger Verkehrs, in die Ernsthaftigkeit und stille Einförmigkeit des neuen Lebenskreises. Es kommt ihm anfangs „etwas fremd und wunderlich“ hier vor; er sehnt sich nach der jugendlich munteren und traulichen Breslauer Geselligkeit. Auch er mochte anfangs, wie vor ihm Welcker, finden, daß in Göttingen „das Lernen“ doch gar zu sehr „vor dem Leben“ sei. Aber er brachte begnügsame Gewohnheiten und Anforderungen an das Leben mit; Welckers voller angelegte Natur bedurfte reicherer

Nahrungsquellen. So ist er jener Anwandlungen schnell Herr und trotz seines entschiedenen preußischen Gefühls, dessen jugendliche Aeusserungen anfangs Dissen reizten, ein sehr guter Göttinger geworden. Und als der Minister von Raumer ihm eine Professur der alten Geschichte in Berlin bot, als späterhin der Verfassungsstreit ihm den Gedanken, unsere Universität zu verlassen, nahe legte, da bekannte er, daß er doch in Göttingen fest wurzele. Er wußte, in biegsamem und dankbarem Sinn, sich in die Eigenart der Georgia Augusta einzuleben, er war begeistert für ihren Ruhm, er war bedacht, selbst in seinen zahlreichen Recensionen für die Gelehrten Anzeigen den gelinden „göttingischen Ton“ zu wahren, was er sonst nicht immer gethan hat. Er sagte wohl „Göttingen hat mein Glück gemacht“, und mit eben so viel Recht konnte man sagen, daß er Göttingen zum Glück geworden war.

In der munteren Gesellschaft „der Ungründlichen“, die sich ein paar Jahre nach seiner Ankunft und wohl durch ihn aus Elementen des jungen Göttingens bildete und die Auflehnung gegen den herrschenden gründlichen Ernst Alt-Göttingens durch ihren Namen bekundete, war O. Müller durch sprühenden Antheil an der gemeinsamen Lektüre wie durch kindlichen Frohsinn der belebende Mittelpunkt; ebenso späterhin in der Latina, bis das Unglücksjahr 1837 auch dieser den Todesstoß gab.

Gleich von Anfang schloß er sich im jugendlichen Bedürfniß vertrauter Hingebung eng an seinen nächsten Fachgenossen Dissen, und blieb dem kränkelnden, inmitten der kleinen göttinger Welt vereinsamenden Freund in zarter, opferbereiter Liebe verbunden bis zu dessen frühem Tod. Er konnte der eigenthümlichen Dichterbehandlung Dissens, der mit dem Scheidewasser peinlicher Logik seine ursprünglich warme begeisterte Empfindung des poetisch Schönen auflöste, in nachgiebigem Verständniß folgen, so fern auch diese Art seiner eigenen unbefangenen Natur stand; Dissen wiederum war und blieb in Göttingen „der einzige Genosse“ seiner Studien, doch ohne daß er diesen Freundesantheil zu einem wirklichen Einfluß auf O. Müllers wissenschaftliches Leben zu steigern vermocht hätte. Für solche Entbehrungen entschädigte die in fortlaufendem ausgiebigem Briefwechsel gepflegte geistige Gemeinschaft mit Böckh.

Seit dem Jahr 1830 erfreute sich O. Müller der großen Bereicherung, die die Brüder Grimm seinem Leben brachten. Wenn ihm Wilhelm nach seinem Naturell näher stand, so verbanden ihn mit Jacob gleichartige wissenschaftliche Bestrebungen, auf den Gebieten der Sprachgeschichte und Mythologie. Eine Reihe

von Jahren wohnte er mit den Brüdern zusammen in dem Haus an der Allee, in regem Verkehr, und oft wurde er hinuntergerufen, wenn sich in Wilhelms kleiner Stube ein enger, traulicher Kreis am Abend zusammenfand: außer den Brüdern und Müller am Häufigsten Dahlmann und Lücke. Dann hielt wohl Wilhelm ein neues Frankfurter Lustspiel, eine Hampelmanniade oder Aehnliches, bereit, dergleichen er mit Behagen vortrug, und andere gaben, je nach ihrem Vermögen, ähnliche Genüsse zum Beßten. Auch im geselligen Haus des ernsten Dahlmann, dem Müller gleichfalls freundschaftlich nahe trat, war ein warmer Winkel für lebhaften Austausch und allerlei harmlose Kurzweil, und die Kollegen draußen schüttelten wohl die Köpfe, wenn es hieß, daß dort wieder einmal der Hofrath Müller den Engländer in der Bildergallerie wundervoll gemacht oder der Doktor Thöl den Elias Krumm gespielt habe.

Aber O. Müller hielt nach allen Seiten, wie damals wohl kein Zweiter, friedlichen und freundlichen Verkehr, und die Leichtigkeit und Gutmüthigkeit seiner Natur überbrückte manche Kluft. Er wußte sein Verhältniß der Dankbarkeit und Verehrung zu dem greisen Heeren, seine Berufsstellung zu dem bejahrten Mitscherlich, den er als unmittelbaren Fachgenossen und Mitdirektor des Seminars vorgefunden, durch alle Fährlichkeiten freundlich und geschickt hindurchzuleiten, und in den schweren Jahren des Verfassungskonfliktes traf er durch harmlose Fragen und Aeußerungen Manchen im Innersten seiner durch Schwäche oder Berechnung mißleiteten Seele.

Im Herbst des Jahres 1824 hatte er Pauline Hugo, die Tochter des berühmten Rechtsgelehrten, heimgeführt, und das tief empfundene häusliche Glück beflügelte noch seine Arbeitslust. Söhne und Töchter blühten auf, und nun baute er sich sein eigenes Haus in der Hospitalstraße, das noch heute nach manchen Veränderungen das Gepräge seines Sinnes und Geschmackes trägt; die Freunde scherzten über den griechisch-schlesischen Stil. Und zur selben Zeit wurde durch seine und Dahlmanns Bemühungen der Universität das festliche Haus errichtet, in welchem wir versammelt sind.

So kamen die geräuschvollen Tage der Centenarfeier der Universität, die ihm viel der Mühen und Ehren brachten und seinen Freund Dissen hinwegnahmen. Ueber den Feiernden aber stand, tiefschattend, eine schwarze Wetterwolke und kündete den Sturm, der sieben edle Zweige vom hundertjährigen Stamm der Hochschule losriß und diesen selber bis in die Wurzeln erschütterte. Am 1. November hob der neue Regent Ernst August das Staatsgrundgesetz auf und entband alle Staatsdiener ihres Verfassungseides, dem Protest der sieben göttinger Professoren, die sich auch nach der königlichen Gewaltthat in ihrem Gewissen durch den Eid gebunden bekannten, folgte deren Entsetzung und die Ausweisung von dreien unter ihnen, Dahlmann, Jacob Grimm, Gervinus. Es waren friedlose, unglückliche Jahre, die nun für unsere Universität begannen.

O. Müller war nicht unter den Sieben; er hatte die Unterzeichnung des Protestes abgelehnt.

Als Heeren sich vor Müllers Berufung nach dessen persönlichen Eigenschaften bei Böckh erkundigte, vergaß er nicht, nach älterer Göttinger Gepflogenheit auch den „Gesinnungen“ des jungen Mannes vorsichtig nachzuforschen. Böckh begriff die Frage wohl und antwortete: „er ist allen politischen und fast noch mehr, als ich nach meiner besonderen Ueberzeugung wünschte, allen auf die Tagesgeschichte bezüglichen Leidenschaften, allen Umtrieben unserer Zeit abgeneigt, und ist deshalb wohl auch in Breslau, wo die Turnfehden blühen, weil er indifferent oder der Uebertreibung abhold ist, von den Ultraliberalen angefeindet worden“. Auch in Göttingen blieb er der Tagespolitik abgekehrt, und die Neckereien der Freunde über seine „dorische Denkweise“ ließ er sich gern gefallen.

Indessen, das ist es doch nicht gewesen, was O. Müller abhielt, sich den Sieben anzuschließen, unter denen er so nahe Freunde sah, wie die Brüder Grimm und Dahlmann. War doch ihre Erklärung nach Jacobs treffendem Wort eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest, und war doch, außer Dahlmann, keiner unter ihnen ein politischer Mann, alle Uebrigen stille Gelehrte, deren höchster Wunsch es war, im Frieden ihrer Studirstube ungefährdet der Wissenschaft zu leben.

O. Müller war, wie es nicht anders sein konnte, in der Gesinnung einig mit den Sieben; man wußte es in Hannover so gut wie in Göttingen. Aber ihre rasche That dünkte ihm schroffer, als nöthig war; er besorgte, daß sie den Bestand der Universität gefährde; er gab sich trügerischen Hoffnungen, einer nach der anderen, hin, auf die Korporation, auf die Regierung, sogar auf den deutschen Bundestag: Alles in einem fast unverwüstlichen Optimismus, über den nicht blos Dahlmann und die Grimm, sondern gelegentlich auch Böckh den Kopf schüttelten. Aber Niemand zweifelte an der Redlichkeit seines vermittelnden Wirkens hier und nach Hannover hin, und all die verworrenen Kämpfe dieser Jahre haben keinen Schatten auf seine reine und vornehme Ge-

sinnung werfen können. Zwar klagte Jacob Grimm in bitterem Unmuth über die bedächtigeren Freunde, die hinter ihm auf halbem Weg zurückgeblieben waren, und beschuldigte die Partei, deren Haupt O. Müller war, daß sie die Erhaltung der Universität höher stelle, als die angelobte Pflicht und das Heil des Ganzen, während wieder Müller das erregte sittliche Pathos der Dahlmannschen und Grimmschen Kundgebungen nicht zusagte, und ihm schien, sie stellten beide sich zu feindlich gegen die Universität, bei der wohl viel Schwäche, jedoch böser Wille nur in Wenigen sei. Aber bald, als O. Müller mit fünf Genossen der offiziellen Fälschung des bekannten Rothenkircher Vorgangs öffentlich entgegengetreten war und sich losgesagt hatte von der kleinmüthigen Loyalitätserklärung, die dem Führer der Deputation untergeschoben worden, da schien auch Jacob Grimm die Schuld der früheren Halbheit völlig gesühnt, und er schrieb aus Cassel dem noch unsicher schwankenden Lücke: „Müller hatte es verweigert, unsere Erklärung mitzuunterschreiben . . . vielleicht war es ein persönliches Gefühl, das ihn abhielt, vielleicht war die Angelegenheit in ihm noch nicht verarbeitet und reif genug; aber seine offne Erklärung hat hernach alles wieder versöhnt und eingeholt . . . er fühlt sich durch sein mannhaftes Benehmen, das er hernach in fortschreitender Entfaltung unablässig bewährt hat, innerlich erhoben, die feinen Wendungen und Anspielungen seiner Programme wirken, weil sie offen vor die Welt und Nachwelt treten“.

Im Herbst des Jahres 1838 siedelte auch Wilhelm Grimm nach Cassel über, und O. Müller blieb in ungewisser Stimmung und Lage zurück. Rund um sich sah er den fortschreitenden Verfall der Universität, den er vergebens aufzuhalten strebte. Die von ihm kräftig unterstützten Bemühungen, die Lücken im Lehrkörper würdig zu füllen, mit Männern, deren Charakter der Jugend Vertrauen einflöße, stießen überall auf Absagen; es schien nach Jacob Grimms Wort, als habe sich ein Zauberkreis um die Universität gelegt. Er war selber auf seine Entsetzung gefaßt gewesen. So wie man ihn anrühre, äußerte er, werde er gehen. Er bedachte ernstlich den Plan, seine Stelle niederzulegen und sich in Göttingen vorerst eine Weile durch litterarische Arbeiten zu halten, bis ihm anderwärts eine befriedigende Stellung geboten werde — oder in Göttingen eine Besserung der Verhältnisse eingetreten sei! Aber er blieb unangefochten, und freiwillig, ohne Noth, mochte er doch das mit Wind und Wellen kämpfende Schiff nicht verlassen; er kann es nicht glauben, daß dieser herrliche Studiensitz dem Untergang verfallen sei: der wohl gepflanzte Wald müsse doch immer wieder ausschlagen in neuem frischem Grün!

In solchen Stimmungen reifte der Plan der Reise nach Griechenland. Sie war lange erwogen, durch die Richtung, die seine Lebensarbeit unter dem Einfluß seiner Eigenart genommen, gebieterisch gefordert; aber der lastende Druck der Verhältnisse, unter dem er in Göttingen lebte, zeitigte zuletzt den Entschluß doch rascher, als es sonst geschehen wäre. „Ich bin froh, schreibt er vor Antritt der Reise an Böckh, für ein Jahr aus dieser quälenden Lage erlöst zu sein, dann wird man doch eher wissen, woran man ist“.

In dem Urlaubsgesuch, das er an das Kuratorium der Universität richtet, äußert er das Bedürfniß einer umfassenden anschaulichen Kenntniß der Denkmäler, wie es durch den neuen Stand der Archaeologie hervorgerufen sei, „insbesondere der Architektur-Denkmäler auf ihrem eignen Grund und Boden“, und fährt dann fort: „Jedoch ist es noch ein andres wissenschaftliches Bedürfniß, welches gerade jetzt eine solche Reise mir so wünschenswerth macht, daß mir die ganze planmäßige Vollendung meiner wissenschaftlichen Laufbahn davon abzuhängen scheint. Ich habe seit dem Beginn meiner schriftstellerischen Arbeiten eine umfassendere und tiefer eindringende Geschichte von Griechenland stets als Hauptaufgabe vor Augen gehabt. Nachdem ich zwanzig Jahre hindurch den größten Theil der Muße, die meine Berufsgeschäfte mir gestatteten, auf Studien für diesen Zweck gewendet, habe ich gegenwärtig das Bewußtsein, der Lösung jener Aufgabe ziemlich so gewachsen zu sein, als ich es nach meinen Kräften überhaupt werden kann, aber auch zugleich die Ueberzeugung, daß ich nicht lange säumen darf, das Werk zu beginnen, wenn ich es meinem Entwurf gemäß vollenden will. Für diese Unternehmung, und gerade für den Anfang derselben, ist die Kenntniß der Gegenden, ein anschauliches Bild von der Lokalität der alten Niederlassungen, und den noch vorhandnen Trümmern, eine unerläßliche Bedingung. Ich habe auf literarischem Wege mich so viel mit geographischen und topographischen Studien beschäftigt, und mich an allen historisch wichtigen Orten zu orientiren gesucht, daß ich nun das lebhafteste Bedürfniß empfinde, die Ergebnisse einsamer Forschung mit der Wirklichkeit zusammenzuhalten und darnach zu berichtigen. So sind unter diesen Umständen einige Monate in Griechenland für mein ganzes Leben von unschätzbarer Wichtigkeit“.

So erscheint hier, vor der Lebenswende, O. Müllers alter Plan wieder in der großen Gestalt seiner jugendlichen Jahre. Wir wissen aus Aeusserungen der letzten Zeit: das Werk sollte nicht weniger als zwölf Bände umfassen, davon die eine Hälfte fortlau-

fende Darstellung, die andere Anmerkungen und Begründungen, historische und geographische Abhandlungen — eine griechische Geschichte in so großartigem Aufbau, wie sie keiner vor ihm gedacht hat, noch weniger auszuführen befähigt gewesen wäre: das gesammte geschichtliche Leben des Volkes auf dem Hintergrund des Landes, die äußere Geschichte und der ganze geistige Nationalbesitz der Griechen in ihren Sprachbildungen, ihrer Religion, Sitte, Kunst und Litteratur, und alle Theile des Riesenwerkes auf selbständige Forschung gegründet! Unserer historischen Litteratur sollte ein einziges Werk beschert werden. Was die Jugendarbeit der Dorier in einem Ausschnitt versucht, sollte nun am Ganzen mit gereiftem Können ausgeführt werden. All seine Studien und Forschungen liefen zusammen in dieser großen Lebensaufgabe.

Die Seele geschwellt von frischem Muth, rüstete er sich zur Fahrt. Er will mit ihr „ein neues lebendiges Leben im Alterthum beginnen“. Alle Zeichen waren gut. Ein geliebter Schüler, Adolf Schöll, schloß sich ihm an. Die Regierung gab ihm einen Zeichner mit. Wohl bestellte er vorsorglich sein Haus, bis ins Kleinste, aber ohne trübe Ahnungen nahm er Abschied von der Gattin, den Kindern und Freunden.

In Rom verweilte er drei Monate, überall die Fäden seiner Forschungen weiterspinnend, neue anknüpfend. Mitgebrachte Ansichten beginnen sich in seinem beweglichen Geist umzugestalten, frische Arbeitsgebiete thun sich ihm auf. Wir sehen ihn sofort in topographische Untersuchungen, in Studien über das altitalische Erzgeld vertieft, die kleinen Kunsterzeugnisse werden Anlaß zu neuen Betrachtungen über das Verhältniß der italischen Stämme; ursprüngliche Formen des italischen Kulturlebens sucht er in altüberlieferter Sitte des Hausbaues, der Baumpflanzung, er forscht nach handschriftlichen Hilfsmitteln für eine neue Ausgabe der Bücher vom Landbau, er sieht, daß die Probleme, die ihm die Schriften der römischen Feldmesser gestellt hatten, nur hier an Ort und Stelle ihre volle Lösung finden könnten. In den Museen haftet sein Blick mit besonderer Freude an den vornehmen Werken griechischen Meißels. Mit Hilfe seines Zeichners legt er eine große, später in Sizilien und Griechenland weitergeführte Sammlung unedirter antiker Bildwerke an. Im benachbarten Süd-Etrurien schaut er zum ersten Mal mit Augen die Grabkammern und Städteruinen des Volkes, mit dem er sich in seiner göttinger Studirstube so angestrengt beschäftigt hatte, in den Sälen des Gregorianischen Museums überblickt er die Erzeugnisse seines

Kunstfleißes, das Geräthe seines täglichen Lebens. Nun sanken die Nebel, die, wie er früher geklagt, sich immer noch zwischen ihn und die Gegenstände seines Studiums legten, so nahe er diese sich auch durch anhaltende Geistesarbeit zu bringen vermöge.

Im April des folgenden Jahres betrat er mit seinen Gefährten den Boden Athens. Hier empfing ihn ein anhänglicher Schüler, Ernst Curtius, der fortan sein treuer Begleiter blieb, bis zum letzten Gang nach dem Hügel von Kolonos. Mit sicherem und raschem Schritt ging O. Müller gleich seine Wege; er hatte mit vollem Recht vor Antritt der Reise sagen dürfen, daß er ohne Führer sofort in Athen wie zu Hause sein werde. Er kam zur rechten Zeit, um an den Ausgrabungen auf der Akropolis noch erfolgreichen Antheil zu nehmen. Unter dem jungen Fürsten aus bairischem Hause und unter der Leitung vorwiegend deutscher Gelehrter und Architekten war die Fläche der Burg aufgeräumt worden; die Säulen des Parthenon erhoben sich wieder frei in ihrer heiteren Majestät, und von der Südwestecke herab grüßte wieder der zierliche kleine Tempel der Athena Nike.

Auf diesen ersten fünfwöchentlichen Aufenthalt in Athen, der reich an Arbeit und Genuß gewesen, folgte ein vierzigtägiger Streifzug durch den Peloponnes. Die wechselreiche Schönheit der Landschaftsbilder entzückt ihn; er schaut um sich mit dem Auge des Historikers, beobachtet die Gestaltungen des Bodens und die geschichtliche Bestimmung der Landschaften, „und bei der Schärfe mit der die Natur selber hier zeichnet — so schreibt er nach Hause — prägt sich diese Anschauung so tief ein, daß ich hoffe, sie bei meinen ferneren Arbeiten immer gegenwärtig zu behalten“. Beständig führt er den Stift in der Hand, um durch Situationspläne, Zeichnungen von Ruinen und Kunstdenkmälern sein Gedächtniß zu unterstützen. Das große Ziel der griechischen Geschichte bleibt ihm immerfort vor Augen. Seine unermüdete Frische setzt seine jugendlichen Begleiter in Erstaunen.

Zwölf Tag in Athen sollten der wohlverdienten Rast gewidmet sein. Aber sein fieberhafter Eifer machte sie zu ruhelosen Arbeitstagen. Indeß begann die Sonne des athenischen Sommers heiß zu brennen; prophetische Warnungen des Arztes fanden kein Gehör. „Der Sonnengott ist mein alter Freund“ sagte er. Schon in Göttingen pflegte O. Müller leichteren Krankheitsanfällen mit einer Art von geringschätzigem Unwillen zu begegnen; auf die Kunst der Aerzte wandte er wohl scherzend das Wort Platos an, daß sie die Krankheit füttere.

Am letzten Juni brach er aufs Neue mit seinen Genossen auf,

diesmal gen Norden. Sein Ziel waren die Stätten, wo seine stille Forschung am Liebsten und Längsten verweilt hatte. Die anfängliche Erschöpfung schien der freudigen Spannung und Erregung zu weichen. Als seine alten Lieblinge begrüßte er den kopaischen See mit seinen Felsschachten, die Minyerstadt, deren uralten Ruhm er aus dem Schutt der Geschichte ans Licht gezogen hatte. Seinen Begleitern war es eine Freude, ihn zu sehn, wie er vor dem Steinthor der damals noch verschütteten Ruine des Schatzhauses des Minyas stand und in lebensvoller anschaulicher Rede das ehrwürdige Bauwerk vor ihnen aufsteigen ließ, und aus ihm und seiner herrschenden Lage das Bild des mächtigen Königssitzes entwarf. Aber eine verhängnißvolle Verspätung hatte zur Folge, daß in der unheimlichen Nähe des fieberhauchenden Sumpfes eine Nacht zugebracht werden mußte. Häufiger stellten sich nun Zustände der Ermattung ein. Aber alle Lebensgeister sammelten und beflügelten sich noch einmal, als er das Thal von Delphi betrat. Seit den Tagen der Jugend hatte das Heiligthum und die Orakelstätte des pythischen Gottes, der uralte gemeinsame Herd, das Herz von Hellas, seine Wißbegier immer angezogen. Wie in fernen Jahrhunderten die apollinische Religion von dieser Centralstätte aus Griechenland durchstrahlt, wie die theokratische Republik von Delphi einst in den dorischen Staaten jene streng gefügten Staatsordnungen gepflanzt, die er bewunderte, das hatten seine Dorier gezeigt, wie der delphische Gott das heilige Recht der Griechen durch die Lande getragen, hatte er in den Eumeniden verfolgt. Mit der Topographie von Delphi hatte er sich eingehend beschäftigt, Karten und Pläne gezeichnet, „delphische Alterthümer“ ausgearbeitet. Das große Kapitel „Delphi“ seiner griechischen Geschichte, ein Lieblingskapitel, stand ihm deutlich vor der Seele. Und hier, auf diesem geweihten Boden, verlebte O. Müller die letzten hellen Tage, in hastigen Zügen genoß er hier zum letzten Mal das Glück der Forschung, das Glück seines Lebens. Gleichzeitig erfreuten ihn Briefe von den Seinen, die sich schon rüsteten zur Reise nach der alten schlesischen Heimath, wo im Pfarrhause von Ohlau das Wiedersehn gefeiert werden sollte. „Fast zu groß für das den Menschen beschiedene Maaß“ schien ihm die Freude der Wiedervereinigung mit seiner Familie; „nach einer solchen Reise in der Heimath weilen, schreibt er, schließt einen ganzen Himmel in sich“. „Ich bete zum lieben Gott, daß kein unvermuthetes Hinderniß diesen Plan zerstören möge“.

Eine Woche lang war die kleine Gesellschaft in Delphi eifrig thätig; einige Ausgrabungen wurden vorgenommen, mit reich lohnendem Erfolg, Mauerreste gezeichnet, Inschriften kopirt. Er ließ sich nicht nehmen, die schwierigste und mühseligste Arbeit selber zu thun, in gebückter und liegender Stellung, mit unbedecktem Kopf der Sonne ausgesetzt: bis eines Tages das Notizbuch seinen zitternden Händen entfiel. Bewußtlos, ein Sterbender wurde er nach Athen gebracht. Als er sein Leben aushauchte, hatte er das dreiundvierzigste Jahr noch nicht ganz erfüllt. Im Hügel des sagenumwobenen, vom unsterblichen Lied des Sophokles umschwebten Gaues Kolonos bettete man den Unermüdlichen zur Ruhe; wie ein im Kampf gesunkener Held schlummert er in dem Boden, für den er sein Leben hingegeben hat.

Von den Früchten der Reise, die um so kostbaren Preis erkauft worden waren, konnte nur ein kleiner Theil geborgen werden: ruhte doch auch das Beßte, das er uns zu spenden hatte, im Schooß seines reichen gestaltungsfrohen Geistes!

Noch heute, nach fast zwei Menschenaltern, ist die Trauer um dies vorzeitig zerstörte Leben frisch, fast wie an einem offenen Grabe. Die Klagen der Angehörigen und Freunde sind lange verhallt, aber die Wissenschaft rechnet nach weiten Zeitspannen. Wohl greift man gern nach jenen unvergänglichen Trostworten, die Göthe auf Winckelmanns frühen Heimgang angewendet: auch O. Müller mag man glücklich preisen, daß er vom Gipfel seines menschlichen Daseins zur Unsterblichkeit gehoben worden ist, ohne die Gebrechen des Alters zu empfinden, auch er erscheint nun der Nachwelt als der ewig Strebende und männlich Tüchtige, so wie er des Weges dahingezogen war, der ihn nicht wieder heimwärts führte. Aber, von dieser ewig-menschlichen Tröstung wendet sich der Geist doch immer wieder der schmerzlichen Erwägung des ungeheuren, unwiederbringlichen Verlustes zu. Winckelmann hatte der Welt sein Lebenswerk geschenkt, Größeres oder gleich Großes wie seine Kunstgeschichte konnte er ihr nicht mehr geben. Wie anders O. Müller! Es ist schwer auszudenken, was alles mit ihm verloren gegangen. Wie anders würde heute die Geschichte des griechischen Volkes aussehen, wenn er ihr den Stempel seines kräftigen in aller Verherrlichung des Hellenenthums realistischen Geistes aufgedrückt, wenn er ihren großen Organismus aufgebaut hätte von den Grundfesten der Natur bis zu den feinen Spitzen des Lebens! Wie viel Umwege und Irrwege, wie viel Unsegen zersplitterter Betrachtung wäre durch sie erspart worden! Es war in der Entwickelung unserer Wissenschaft die letzte Station, da ein Forscher von weitem Gesichtskreis und gewaltiger Arbeits- und Gestaltungskraft eine griechische Geschichte in diesem fast

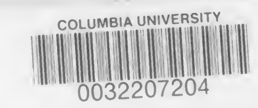
idealen Sinn schreiben konnte. Schon heute, da der geistige Besitz so viel weiter auseinander gerückt ist, erkennen wir: es wird nicht mehr geschehen.

Keiner lebt mehr hier unter uns, den Lehrern der Hochschule, der O. Müller ins Auge geschaut hätte. Das jüngste Jahrzehnt hat die Letzten von ihnen hinweggenommen. Und aus dem weiten Kreis der Fachgenossen ist E. Curtius der Letzte gewesen, der die Wissenschaft der Gegenwart persönlich mit ihm zusammenband. Hätte O. Müller die Lebensdauer erfüllt, die ihm verheißen schien, es würden Manche, die zu seinen Füßen gesessen, noch heute an deutschen Universitäten lehren und Geist von seinem Geist in die Jugend pflanzen.

Wie weit rückwärts liegt nun dem Auge O. Müllers Leben und Wirken!

Welcker, Böckh, O. Müller — sie bedeuten einen Abschnitt spannungsvoller, jugendstarker Entfaltung; alle drei haben Großes gethan, viel Größeres noch gewollt, in begeistertem Glauben an sich selbst und ihre Sache.

Wir schauen aus der Gegenwart auf diese große, vom Hauch der geistigen Wiedergeburt unseres Volkes erweckte Generation zurück mit dem Gefühl, als blickten wir auf den Jugendfrühling unserer Wissenschaft aus einer Periode der Ueberreife, als sei sie betrogen um ihren goldenen Sommer. Aber, wie leicht täuschen den Lebenden die Zeichen der Gegenwart, die ihn umgiebt! Die Geschichte unseres Volkes hat es aufs Neue gelehrt. Vielleicht, daß hinter den brauenden Nebeln schon ein leuchtender Tag sich rüstet — wer kann es sagen! Man wird es wissen, wenn nach abermals hundert Jahren das Gedächtniß des edlen Geistes sich festlich erneuert, dem wir heute gehuldigt haben — dankbar und stolz: denn er ist unser.


COLUMBIA UNIVERSITY
0032207204



